



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Sprache aus emischer Sicht –
Deutsch und Französisch im Vergleich

verfasst von / submitted by

Mag. Katharina Jechsmayr

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2024 / Vienna 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt/degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 818

Studienrichtung lt. Studienblatt/
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium
Austrian Studies –
Cultures, Literatures, Languages
UG2002

Betreut von/Supervisor:

Mag. Dr. Manfred Glauningner,
Privatdoz.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	3
2	Theoretischer Rahmen – Soziolinguistische Grundlagen	5
2.1	Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsforschung	5
2.2	Sprachideologieforschung	12
2.3	Sprachpolitikforschung	14
2.3.1	Wesentliche Elemente der Sprachpolitikforschung	14
2.3.2	<i>Domains</i>	17
2.4	Sprachrepertoire- und Spracherlebensforschung	18
2.5	Sprachsituation in Österreich und Frankreich aus <i>etischer</i> Sicht	26
2.5.1	Sprachsituation in Österreich	28
2.5.2	Sprachsituation in Frankreich	36
3	Empirie	46
3.1	Vorstellung der Proband:innen	46
3.2	Methode des Interviews	47
3.2.1	Semi-strukturierte (episodische) Interviews	47
3.2.2	Transkription	49
3.2.3	Durchführung	50
3.3	Methode der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse	52
3.3.1	Fallzusammenfassungen	53
3.3.2	Kategorienbildung	60
4	Auswertung und Analyse der Interviews	63
4.1	K1 Sprachliches Repertoire	64
4.2	K2 Variation	68
4.3	K3 Soziale Bedeutung von Sprache	71
4.4	K4 Sprachpurismus	77
4.5	K5 Nation und Sprache	79
5	Conclusio, Limitationen, Ausblick	81
6	Bibliografie	85
7	Abbildungsverzeichnis	90

8	Tabellenverzeichnis	90
9	Anhang	91
9.1	Leitfaden der Interviews	91
9.2	Zustimmungserklärung / Datenschutzmitteilung	93
9.3	Transkription der Interviews	96
9.4	Sprachenporträts der Proband:innen	131
10	Abstract	135

1 Einleitung

Bei Gesprächen im frankophonen Ausland wurden mir immer wieder Fragen zur deutschen Sprache gestellt. Die Gesprächspartner:innen wollten wissen, inwiefern sich die deutsche Sprache in Österreich von der in Deutschland unterscheidet. Oft wurde dabei die Vielfalt an Varietäten thematisiert. Wenn ich dann erzählte, dass es in Österreich zahlreiche Dialekte gibt und auch ich mit meiner Familie, meinen Freund:innen, ja sogar bei Behörden und teils in der Schule Dialekt spreche, war die Überraschung groß. Die frankophonen Gesprächspartner:innen reagierten erstaunt: einerseits über die stark ausgeprägte variative Heterogenität der deutschen Sprache in Österreich, andererseits darüber, dass auch junge österreichische Sprecher:innen dialektale Sprachformen verwenden und diesen Prestige zuschreiben. Gerade die Gegenüberstellung mit Frankreich und nicht „hochsprachlichen“ Formen des Französischen ließ dabei große Unterschiede und vor allem eine gewisse Stigmatisierung des Nonstandard-Französisch in Frankreich erkennen. Diese privaten Gespräche im Zusammenhang mit meiner Lehrtätigkeit im Bereich Deutsch als Fremdsprache und ein Masterstudium Austrian Studies an der Universität Wien weckten mein Interesse und bewegten mich dazu, mich genauer mit jener Problematik zu beschäftigen.

Die vorliegende Masterarbeit soll nun eine soziolinguistische Auseinandersetzung mit diesem Themengebiet ermöglichen. Dabei wird auf Basis moderner soziolinguistischer Ansätze der Fokus auf die subjektive Sichtweise, die sogenannte *emische* Perspektive, in Bezug auf Sprache gelegt. Im Mittelpunkt stehen dabei folgende zwei Forschungsfragen:

- Welches *Sprachrepertoire* schreiben sich die Gewährspersonen selbst zu und wie verorten sie darin (welche Erscheinungsformen von) Deutsch bzw. Französisch?
- Welche *sozialen Bedeutungen* (Prestige/Stigma, kommunikative/identitäts-konstituierende Funktionalität, Attitüden/Stereotype/Ideologien, ...) verbinden die Gewährspersonen mit welchen Erscheinungsformen des Deutschen bzw. Französischen? (Inwiefern zeigen sich dabei sprachpuristische und/oder sprachkonservierende Einstellungen?

Vor diesem Hintergrund ergibt sich das Format einer qualitativen Studie, in deren Rahmen semi-strukturierte (episodische) Interviews (vgl. Misoch 2019: 57–64) mit „muttersprachlichen“ Proband:innen aus Österreich und Frankreich mittels inhaltlich strukturierender qualitativer Inhaltsanalyse (vgl. Kuckartz / Rädiker 2022: 129–156) ausgewertet werden.

Zur Beantwortung der genannten zentralen Fragen werden in einem ersten, theoretischen Teil (Kap. 2) die sprachwissenschaftlichen Hintergründe erläutert. Es wird auf folgende etablierte Paradigmen der modernen Soziolinguistik eingegangen: Erstens wird die

Sprachwahrnehmungs-/Spracheinstellungsforschung beleuchtet. Die persönliche Wahrnehmung von Sprache(n) und deren Variation sowie die damit verbundenen Einstellungen stehen hier im Mittelpunkt. Dabei wird unter anderem erläutert, wie Spracheinstellungen entstehen und welche sozialen Bedeutungen sprachliche Erscheinungsformen indizieren können, Modelle von Soukup (2019) und Purschke (2015) werden aufgegriffen und erklärt. Zweitens werden wesentliche Elemente der Sprachideologieforschung aufgegriffen, um so Phänomene wie nationale Zuschreibungen oder auch Sprachpurismus besser einordnen zu können. Damit zusammenhängend wird in weiterer Folge, drittens, die Sprachpolitikforschung aufgegriffen: Sie untersucht u. a. den Einfluss von verschiedenen gesellschaftlichen Akteur:innen (Regierungen, Bildungseinrichtungen, politischen Organisationen und Gruppierungen etc.) auf die in einem Staat gebräuchliche(n) Sprache(n). Viertens geht diese Arbeit auf Ansätze der Sprachrepertoire- und Spracherlebensforschung ein: Das subjektive Erleben von Sprache(n) und deren Gebrauch wird in diesem Zusammenhang beleuchtet. Neben dem Sprechen über Sprache(n) soll dabei das eigene Sprachrepertoire in Form eines Sprachenporträts dargestellt werden (vgl. Busch 2012, 2021). Fünftens wird ein Überblick über die Sprachsituation in Österreich und Frankreich aus linguistisch-etischer Sicht gegeben. Für das bessere Verständnis und die adäquate Einordnung der Aussagen der Interviews wird der Fokus auf folgende drei Aspekte gelegt: Erstens wird das Thema der Variation (Dialekte, Regionalsprachen, Jugendsprache, Denglisch etc.) in Österreich und Frankreich besprochen. Zweitens wird ein Einblick in die historischen Entwicklungen von Deutsch in Österreich und Französisch in Frankreich ermöglicht, bevor an dritter Stelle aktuelle sprachpolitische Herausforderungen thematisiert werden.

Weiters wird im Kap. 3 dieser Arbeit die empirische Herangehensweise erläutert: Es werden die Kriterien der Proband:innenauswahl beschrieben und die Methode des semi-strukturierten (episodischen) Interviews beleuchtet. Bezüglich der inhaltlich-strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse wird keine Wiedergabe der Herangehensweise aus der Forschungsliteratur (vgl. Kuckartz / Rädiker 2022: 129–156) vorgenommen, es werden aber die zentralen produktiven Abschnitte der Analyse angeführt, d. h. es erfolgen Fallzusammenfassungen der Interviews und es wird eine Übersicht über die für die Analyse entwickelten Kategorien gegeben.

In Kap. 4 erfolgt die Auswertung und Analyse der Interviews nach den vorab definierten Haupt- und Subkategorien. Jede der genannten Haupt- und Subkategorien wird dabei beleuchtet, die relevanten Aussagen der Gewährspersonen werden aufgegriffen und analysiert.

Kap. 5 fasst in weiterer Folge die Erkenntnisse zusammen, legt Limitationen dar und gibt Ausblick auf weitere potentielle Anschlussforschungen auf Basis des vorhandenen Datenmaterials.

Kap. 6 gibt die für die Erstellung dieser Masterarbeit verwendete Literatur wieder. Ein Abbildungs- und ein Tabellenverzeichnis sollen in Kap. 7 und 8 eine Übersicht über die erstellten bzw. verwendeten Grafiken und Tabellen geben. Unter Kap. 9 finden sich als Anhang sämtliche weitere Dokumente und Ausführungen, die im Zuge der Erstellung dieser Masterarbeit Verwendung fanden: der Leitfaden der Interviews, die Zustimmungs- bzw. Datenschutzerklärung, Transkripte der Interviews sowie die Sprachenporträts der Probandinnen. Zum Abschluss ist in Kap. 10 der Abstract eingefügt.

2 Theoretischer Rahmen – Soziolinguistische Grundlagen

In diesem theoretischen Teil der vorliegenden Masterarbeit sollen deren soziolinguistische Grundlagen erläutert werden. Es handelt sich dabei um mehrere Forschungsgebiete aus dem umfassenden Bereich der Soziolinguistik, sprich jener Wissenschaftsdisziplin, die die „Relation von *Sprache* und *Gesellschaft*“ (Spitzmüller 2022: 4 [Hervorhebungen im Original]) untersucht. Das konkrete Anwendungsfeld lässt sich im Bereich der *sociolinguistics of society* (Trudgill 2004: 1) – im Gegenteil zur *sociolinguistics of language* – einordnen, d. h. im Feld der Mikrosoziolinguistik (vgl. Trudgill 2004: 1), die sich im vorliegenden Fall mit den Spracheinstellungen und dem Spracherleben einer kleinen Gruppe innerhalb der Gesellschaft auseinandersetzt.

2.1 Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsforschung

Als erstes soll hier der Blick auf die subjektive Wahrnehmung der Sprecher:innen in Bezug auf Sprache(n) und ihre Variation bzw. die damit verbundenen Einstellungen, Wertungen, Positionierungen etc. gelenkt werden. Dabei steht die *soziale Bedeutung* sprachlicher Erscheinungsformen im Mittelpunkt.

– Einstellungen

Betrachtet man den Begriff der *Einstellung* allgemein, muss in der Sozialpsychologie angesetzt werden. Haddock / Maio (2014: 198) definieren Einstellungen als „Gesamtbewertung eines Stimulusobjekts“, d. h. als Beurteilung eines Gegenstandes. Dabei bestehen Einstellungen (im konkreten Modell) aus einer kognitiven, einer affektiven und einer konativen bzw. Verhaltenskomponente (vgl. Haddock / Maio 2014: 198). Unter kognitiven Komponenten verstehen die Autoren „Überzeugungen, Gedanken und Eigenschaften, die wir mit einem bestimmten Objekt assoziieren“ (Haddock / Maio 2014: 200). Affektive Komponenten betreffen die Gefühlswelt: Geht man mit einem negativen Gefühl, etwa Angst, an eine Sache heran, wird die Einstellung negativ geformt sein (vgl. Haddock / Maio 2014: 201). Die Verhaltenskomponente hingegen

hängt zusammen mit dem Habitus, den Menschen dem Objekt entgegenbringen; dieser kann von früheren Reaktionen beeinflusst sein oder ein zukünftiges Verhalten vorwegnehmen (vgl. Haddock / Maio 2014: 203).

Dabei ist zu beachten, dass Einstellungen bidirektional funktionieren: „Einstellungen können [...] auf Überzeugungen, Gefühlen und Verhaltensweisen *beruhen*, während sie zugleich auch Überzeugungen, Gefühle und Verhaltensweisen *formen*“ (Haddock / Maio 2014: 198 [Hervorhebungen im Original]). Außerdem können Einstellungen nicht nur durchgehend positiv, negativ oder neutral sein, die entsprechenden Ausprägungen ihrer Stärke können sich durchaus verändern (vgl. Haddock / Maio 2014: 199).

In der vorliegenden Arbeit stehen Sprachen und deren Variation als Einstellungsobjekte im Vordergrund, konkret spricht man in diesem Fall von *Spracheinstellungen*.

– Spracheinstellungen

Soukup (2019) definiert Spracheinstellungen folgendermaßen: Sie können „global als Positionierungen (in Form von Reaktionen, Beurteilungen, Einschätzungen, Evaluierungen, Assoziationen) bezüglich Sprachen (Sprachgebrauchsformen) und deren Sprecherinnen und Sprechern gefasst werden“ (Soukup 2019: 84). Dabei bleibt offen, ob die Beurteilung von Sprachgebrauchsformen mit der Beurteilung von Sprecher:innen gleichzusetzen ist (vgl. Soukup 2019: 84). Die Spracheinstellungsforschung kennt neben einer Reihe an quantitativen Erhebungsverfahren auch die qualitative Analyse von Diskursdaten, etwa in Form von Interviews (vgl. Soukup 2019: 85–89). Dies kann als Schnittstelle zur Sprachideologieforschung gesehen werden (vgl. Soukup 2019: 89, Busch 2019: 107–139) und inkludiert demnach auch die in vorliegender Arbeit gewählte Methode der inhaltlich strukturierenden qualitativ-inhaltsanalytischen Auswertung von Sprachenporträts (vgl. Busch 2021: 40–44) und semi-strukturierten (episodischen) Interviews (vgl. Misoch 2019: 57–64).

Wie oben unter Bezugnahme auf die Einstellungsforschung erwähnt, betrachtet die Spracheinstellungsforschung stets Einstellungen gegenüber (Erscheinungsformen von) Sprache und das Sprachverhalten, das durch eine Einstellung hervorgerufen wird. Vandermeeren (1996: 693) weist darauf hin, dass diese beiden Dimensionen nicht unbedingt übereinstimmen müssen und Widersprüchlichkeiten möglich sind. Laut der Autorin kann dies einerseits methodische Ursachen haben, aber auch durch Faktoren wie Identität, subjektive Norm, früheres Verhalten und Verhaltensalternativen beeinflusst werden (vgl. Vandermeeren 1996: 693).

Soukup (2019: 91, 93) macht außerdem darauf aufmerksam, dass Spracheinstellungen stets im Entstehungskontext untersucht werden müssen. Die Erhebenden sollten berücksichtigen,

worauf sich der/die Befragte in der jeweiligen Situation konzentriert, „etwa auf den Status von Sprechenden oder auf soziale Beziehungen mit ihnen sowie auch die Frage, ob eher die Gruppenzugehörigkeit der Sprechenden oder ihre spezielle Identität als Individuum mehr in die Bewertung eingehen“ (Soukup 2019: 93). Demzufolge wählt gerade die qualitative Forschung einen Ansatz, der „Einstellungen nicht als mental-latente Gebilde, sondern als interaktionell-prozessuale Konstrukte“ (Soukup 2019: 91) auffasst.¹

Überdies hält Soukup (2019: 92) klar fest, dass die Spracheinstellungsforschung zwar Elemente der sozialpsychologischen Einstellungsforschung übernommen hat, jedoch gerade die Entstehungskomponente einen wesentlichen Unterschied hinsichtlich der Einstellungsobjekte darstellt. Sie beruft sich dabei auf Prestons Modell des „language regard“ (Preston 2017: 19) und kreiert eine erweiterte deutschsprachige Variante des Modells (siehe Abbildung 1), das den Vorgang von der Wahrnehmung eines Sprachverhaltens bis zur Rückmeldung auf die Aussage bezüglich des Wahrgenommenen veranschaulicht (vgl. Soukup 2019: 93). Jenes Modell sowie der veranschaulichte Prozess seien nun dargestellt.

– Von der Sprachwahrnehmung zur Spracheinstellung

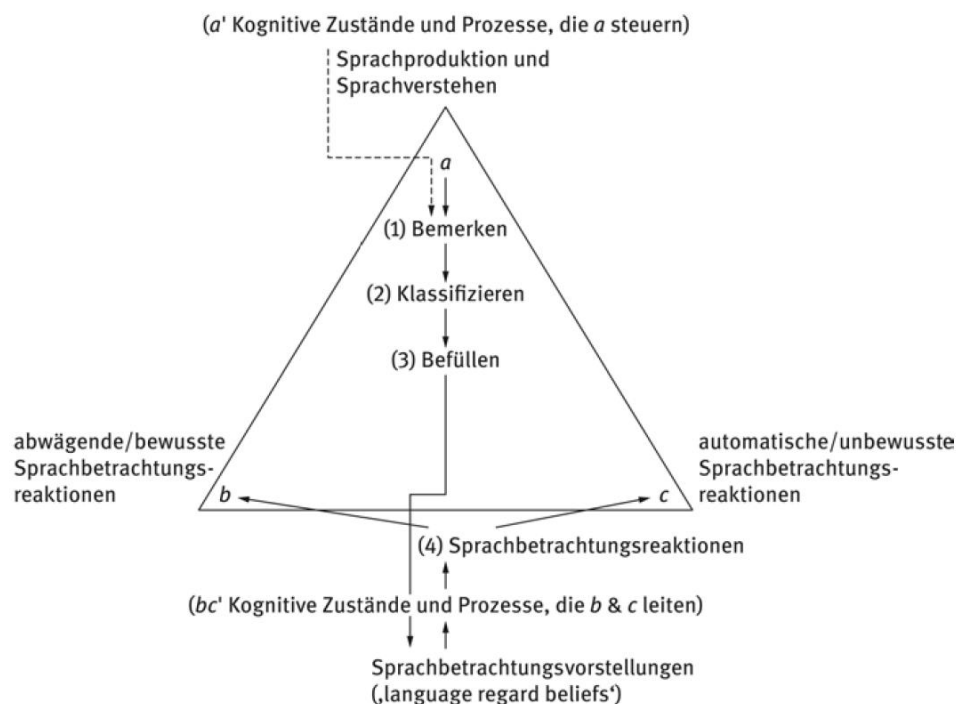


Abbildung 1: Der Prozess der Sprachbetrachtungsreaktion (Soukup 2019: 94, basierend auf Preston 2017: 19)

¹ In der vorliegenden Arbeit liegt der Fokus auf den Spracheinstellungen der Proband:innen, das konkrete Verhalten kann aus mehreren Gründen nicht in die Analysen einbezogen werden; nähere Ausführungen unter Kapitel 3.2.1.

Dieses Modell zeigt den Entstehungsprozess einer Sprachbetrachtungsreaktion, Soukup erklärt ihn in ihrem Artikel anschaulich. Diese Deskription von Soukup (2019: 94) soll nun die Basis eines Beispiels für eine im französischsprachigen Kontext mögliche Sprachbetrachtungsreaktion sein. Die angeführten Beispielreaktionen sind frei gewählt und dienen lediglich der besseren Veranschaulichung.

Der Prozess wird eingeleitet (a), wenn eine Person A *bemerkt* (1), dass ihr Gegenüber (Person B) nicht den gleichen Begriff verwendet, um etwas zu beschreiben. Person A, aus dem Raum Paris kommend, *bemerkt* beispielsweise den Ausdruck *pitchoun* bei Person B und kann mittels bereits existenter Sprachbetrachtungsvorstellungen diesen Begriff *klassifizieren* (2) und mit einer sozialen Bedeutung *befüllen* (3). Sie erkennt, dass das umgangssprachlich gebrauchte Substantiv *pitchoun* vor allem in der Provence bekannt ist und ‚Kind‘ bedeutet (vgl. TLFi *pitchoun*). Nach dieser ersten Wahrnehmung durch Person A erfolgen entweder *abwägende/bewusste Sprachbetrachtungsreaktionen* (b) oder *automatische/unbewusste Sprachbetrachtungsreaktionen* (c). Konkret könnte das also eine bewusste Adaptierung von Person A an ihr Gegenüber bedeuten: Person A wählt gezielt Begriffe, die im Süden Frankreichs, in der Provence, verwendet werden. Es kann aber auch eine unbewusste Adaptierung erfolgen, indem Person A etwa ebenfalls eine umgangssprachlichere Ausdrucksweise wählt, ohne konkret zu beschließen, dass sie dies tun wird.

Den Kontext und dessen Einfluss verortet Soukup (2019: 94–95) dabei im Bereich der *kognitiven Zustände und Prozesse*, die weiter zu einer *abwägenden/bewussten* oder zu einer *automatischen/unbewussten Sprachbetrachtungsreaktion* führen. Ein weiterer Vorteil dieses Modells besteht in der Tatsache, dass es „das Bemerken oder Auffallen eines bestimmten Sprachgebrauchs und andererseits die Verknüpfung eines solchen Sprachgebrauchs mit sozialen Assoziationen und Bedeutungen“ (Soukup 2019: 95) miteinbezieht.

Abschließend sollte an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen werden, „dass Spracheinstellungen und ihre Äußerungen nachweislich kontextbezogen, -situiert und -relativ sind“ (Soukup 2019: 101). Auch die Sprachwahrnehmungen und -einstellungen der Proband:innen, die an den Interviews für diese Masterarbeit teilnehmen, müssen vor diesem Hintergrund betrachtet werden, denn allgemein gilt, dass, egal ob Linguist:in oder Lai:in, allen Menschen gemein ist, dass sie Sprache wahrnehmen, Gesagtes oder Geschriebenes klassifizieren und mit einer sozialen Bedeutung versehen sowie im Anschluss darauf bewusst oder unbewusst reagieren. Ihnen allen ist auch gemein, wie weiter oben erläutert, dass die entstandenen Einstellungen von unterschiedlichen Elementen beeinflusst werden.

Dem sollte nun hinzugefügt werden, dass Spracheinstellungen erlernt sind.

- Spracheinstellungen sind erlernt

Garrett (2010: 22) sieht zwei Haupteinflussbereiche auf Spracheinstellungen: Einerseits persönliche Erfahrungen und andererseits unser soziales Umfeld, inklusive Medien. Dabei kann das Lernen von Spracheinstellungen unter anderem entweder durch Beobachtung von anderen oder durch gezieltes Lernen, beispielsweise in Schulen oder anderen Institutionen und im familiären Rahmen, erfolgen (vgl. Garrett 2010: 22). Ein Haupteinflussfaktor auf positive und negative Ausprägungen von Spracheinstellungen ist jener der Standardisierung in den einzelnen Sprachen, oftmals ausgeführt durch Behörden und Institutionen; weiters seien Grammatikwerke oder der Schulunterricht als Beispiele genannt (vgl. Garrett 2010: 7). Worauf sich Spracheinstellungen im Konkreten beziehen, ist vielseitig: Grammatik, sprachliche Gebrauchsformen (Dialekt, Umgangssprache, Jugendsprache, regionalen Sprachformen etc.) bzw. die Diskussion, was als eigenständige Sprache gilt, Codeswitching und Akzent und anderes mehr fallen in diesen Themenbereich (vgl. Garrett 2010: 8–15).

Vielseitig können auch die sozialen Bedeutungen sein, die Personen mit verschiedenen Erscheinungsformen von Sprache verbinden und die ihre Spracheinstellung lenken oder prägen.

- Soziale Bedeutungen von Sprache(n)

Edwards (1996: 703) weist auf die persönlichen Unterschiede in der Bewertung von Sprache(n) hin: Manche Menschen bewerten Dinge positiv, während andere denselben Sachverhalt negativ bewerten. Für ihn gilt: „Any discussion of positive and negative perceptions, and how they arise, is ultimately a discussion of power and its uneven distribution” (Edwards 1996: 703). Um entsprechende Wahrnehmungen zu bewerten, gibt es eine Reihe an verwendeten Begriffen. Diese sollen nun kurz erläutert werden – natürlich vor dem Hintergrund, dass es sich hier um Termini handelt, die auch im Alltag verwendet werden.

Beginnt man mit dem Begriffstrio *Prestige*, *Stigma* und *Status*, ist festzuhalten, dass *Prestige* stets mit einer positiven Wertung konnotiert wird, während *Stigma* eine negative Wertung kommuniziert (vgl. Edwards 1996: 703). *Status* kann als positive Bezeichnung gesehen, aber auch als Synonym für ‚Ansehen‘ eingesetzt werden (vgl. Edwards 1996: 703). Edwards (1996: 703) führt außerdem den Begriff der *Funktion* ein: Er sieht den Begriff sinnverwandt mit ‚Gebrauch‘ und erklärt: „A language with many functions is often a powerful language, and power in language – as in other areas – often means prestige“ (Edwards 1996: 703). Dies führt wiederum zur Einschätzung von Macht. Dabei ist die soziale Bedeutung niemals der Sprache selbst anhaftend, sondern wird vom Menschen der Sprache zugeschrieben (vgl. Edwards 1996: 704). Welchen Sprachen oder Sprachvarietäten im Konkreten welche soziale Bedeutung

zugeschrieben wird, wird durch identitätsbestimmende Faktoren beeinflusst, dabei spielen individuelle Elemente genauso eine Rolle wie jene einer sozialen Gruppe (vgl. Edwards 1996: 705–706). Für Edwards (1996) spielt die symbolische Bindung an eine Sprache eine primordiale, identitätsstiftende Rolle, deren soziale Bedeutung durch Stigmatisierung verstärkt werden kann: „Not only is this power inherent in all varieties, standard or non-standard, prestigious or stigmatized, it may actually increase as the variety becomes more and more “at risk”, more and more stigmatized“ (Edwards 1996: 706 [Hervorhebungen im Original]).

Die Bildung von sozialen Gruppen ist verbunden mit der Bildung von Meinungen einer Gruppe hinsichtlich einer anderen Gruppe: Stereotype entstehen (vgl. Garrett 2010: 33). Laut dem Metzler-Lexikon für Sprache bezeichnet *Stereotyp* „ein relativ erfahrungsresistentes, gleichförmig über eine Gruppe verteiltes System von Ansichten, Anschauungen, Urteilen oder Werten, das die Trägergruppe entlastet und die Komplexität und Uneinheitlichkeit des stereotypisierten Sachverhaltes über Gebühr reduziert“ (Glück / Rödel 2016: 671, *Stereotyp*). Es handelt sich um eine soziale Kategorisierung, die sich in einer großen Spannbreite von Verhaltensformen äußern kann, die von Bewunderung bis zur vollkommenen Ablehnung reicht (vgl. Garrett 2010: 33) – ein Charakteristikum, das sich auch bei Busch (2019) findet, wie oben erläutert wurde.

Die damit einhergehende Entstehung von Stereotypen führt Garrett (2010: 33) auf das Bestehen von Sprachideologien zurück: „In the language attitudes field, then, language varieties and styles can trigger beliefs about a speaker and their social group membership, often influenced by language ideologies, leading to stereotypic assumptions about shared characteristics of those group members.“ Der Ansatz der Sprachideologieforschung wird daher unter Kapitel 2.2 näher ausgeführt werden. Vorab sollte noch Purschkes Modell „REACT“ (Purschke 2015: 40) bezüglich der Entstehung von Einstellungen in sozialen Interaktionen reflektiert werden.

– Das REACT-Modell

Purschke (2015: 40) bezeichnet mit dem Apronym „REACT“ ein Modell, das Einstellungen als Evaluierungsroutinen in sozialen Praktiken festmacht. Mit der Etablierung des Modells strebt der Linguist folgendes Ziel an: „[T] the main objective of REACT is to provide a theoretical framework for the practical construction of attitudes in interaction“ (Purschke (2015: 47). Wie Soukup betont Purschke den bedeutenden Einfluss sozialer (Inter-)Aktionen auf Einstellungen. Das Modell sei nun kurz vorgestellt, Abbildung 2 gibt die einzelnen Komponenten des Apronyms wieder. Das durch die Abkürzung neu entstandene Wort *react* lässt auf dessen Bedeutung schließen: Es geht um Reaktionen auf diverse soziale Phänomene.

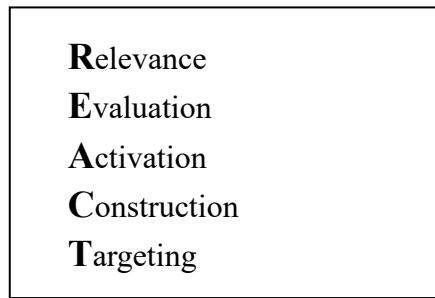


Abbildung 2: REACT-Modell (Purschke 2015: 40)

Relevance bezeichnet die Tatsache, dass (Sprach)-Einstellungen durch die Bedeutung bzw. Relevanz, die wir (Dingen und) Aussagen beimessen, gesteuert werden; der Ursprung der beimessenen Relevanz kann dabei vielfältig sein, er ist jedenfalls individuell und jederzeit adaptierbar (vgl. Purschke 2015: 40–41). Unter *Evaluation* versteht Purschke (2015: 42–43), dass Einstellungen routinierte Beurteilungen von lebensweltlichen Phänomenen darstellen. Dieser Punkt verortet sich in Ansätzen der Wahrnehmungspsychologie, das entsprechende Urteil wird als Teil der sozialen Praxis gesehen und lässt sich in zwei Abschnitte gliedern: erstens die Salienz, d. h. die Wahrnehmung der Phänomene, und zweitens die Pertinenz, d. h. die Bewertung ebendieser (vgl. Purschke 2015: 43). *Activation* nennt Purschke (2015: 45) den affektiven Anteil an Einstellungen. Die sog. (emotionale) Aktivierung kann dabei langfristig wirken oder durch einen spezifischen Auslöser erfolgen und kurzfristig sein (vgl. Purschke 2015: 45). Das C in *REACT* steht für *Construction*: Laut Purschke (2015: 46) messen wir in sozialen Interaktionen Aussagen (oder auch Handlungen) eine symbolische Bedeutung bei: Diese Symbolisierung umfasst dabei nicht nur die perzeptive, kognitive und projektive Darstellung von Phänomenen, sie verleiht ihnen auch Bedeutung. Wichtig ist, dass diese symbolhafte Bedeutung nicht jedes Mal von Grund auf neu etabliert werden muss, sondern auf Vorerfahrungen beruht (vgl. Purschke 2015: 47). *Targeting* steht schließlich für die gezielte Funktionalität, die Einstellungen einnehmen: Sie sind Reaktionen auf Phänomene, die uns im Alltag begegnen. Ein Handlungsziel steht am Ende dieses Prozesses, der die Entstehung von Einstellungen in Interaktionen beschreibt. Purschke selbst (2015) fasst sein Modell folgendermaßen zusammen: „Attitudes are relevance-driven targeting and evaluation routines on a high level of activation that sediment in an individual’s stock of knowledge and are situationally (re)constructed in interaction” (Purschke 2015: 49).

2.2 Sprachideologieforschung

Laut Busch (2019) „bezeichnen Sprachideologien [...] alle Meinungen, Werte und Einstellungen, die Sprache und Sprechenden entgegengebracht werden (und nicht etwa nur solche, die als problematisch oder ‚verzerrt‘ empfunden werden“ (Busch 2019: 111 [Hervorhebungen im Original]). All diese Aspekte können sich in sehr variierenden Erscheinungsformen zeigen (vgl. Busch 2019: 108): Einerseits ist man in Gesprächen damit konfrontiert, sobald man den Gesprächspartner einschätzt und eventuell seine eigene Sprachform anpasst (wie in Abbildung 1 veranschaulicht wurde). Andererseits äußern sich Ideologien unter anderem auch im Baustil, im Kleidungsstil, in der Körperhaltung sowie in unseren sozialen Umgangsformen (vgl. Busch 2019: 108).

Kroskrity (2010: 195–201) und in weiterer Folge Busch (2019: 111) nennen drei wesentliche Punkte für das Verständnis von Sprachideologien: Erstens stellen Sprachideologien die Sprachwahrnehmung und -einstellung einer bestimmten kulturellen oder sozialen Gruppe dar (vgl. Kroskrity 2010: 195). Zweitens können auch innerhalb von sozialen Gruppen unterschiedliche sprachideologische Auffassungen zu beobachten sein, da Geschlecht, generationelle Abweichungen, sozioökonomische Herkunft, Bildung etc. diese beeinflussen können (vgl. Kroskrity 2010: 197). Drittens verfügen die betroffenen Personen nicht über das gleiche Bewusstsein von Sprachideologien innerhalb ihrer Gruppe (vgl. Kroskrity 2010: 198). Es ist Aufgabe der Sprachideologieforschung diese Punkte entsprechend einzuordnen.

Laut Busch (2019) liegt das Hauptaugenmerk der Sprachideologieforschung genau

darauf, welche sprachlichen Realisierungsformen durch ideologische Aufladung als Embleme selektiert und etabliert werden, um soziale Unterscheidungen und Kategorisierungen vorzunehmen und zu begründen, und welche Auswirkungen solche Verknüpfungen von sprachlichen und nicht-sprachlichen Phänomenen auf Sprachdynamik und -wandel haben (Busch 2019:109).

Ihre Ursprünge fand diese Forschungsrichtung 1979 in der Sprachanthropologie und es können nach Busch (2019: 109) heute drei Hauptströmungen unterschieden werden, deren wesentliches Distinktionsmerkmal die unterschiedliche Perspektive darstellt. Neben der Interaktionsperspektive und der Diskursperspektive besteht auch ein dritter Strang, nämlich jener, der in der vorliegenden Arbeit im Fokus steht: die Subjektperspektive und damit verbunden die Sprachbiografieforschung, deren Prinzipien und Anwendungsbereiche unter Kapitel 2.4 näher ausgeführt werden.

Busch (2019) beruft sich in ihren Ausführungen zur Subjektperspektive und zu der Sprachbiografieforschung auf die Überlegungen des französischen Philosophen Louis Althusser, der untersuchte, wie Ideologien das Individuum prägen und beeinflussen:

Ideologie existiert nur im und durch das Subjekt, das sich mittels *ideologischer Praktiken* in Form ritualisierter Handlungen oder Zeremonien, die innerhalb ideologischer Apparate wie Familie, Kirche oder Schule praktiziert werden, als ideologisch erkannt zu erkennen gibt (Busch 2019: 125 [Hervorhebungen im Original]).

Für Busch ermöglicht dies eine Untersuchung des Einflusses von Ideologien auf das Subjekt, gerade etwa in Bezug auf standardisierte Nationalsprachen (vgl. Busch 2019: 125).

Dies führt zu den wesentlichen Interessensgebieten der Sprachideologieforschung. Erwähnung sollen im Folgenden jene Gebiete nach Busch (2019: 110) finden, die für die Forschungsfragen der vorliegenden Arbeit relevant erscheinen.

Erstens soll der Zusammenhang von Sprache und Nation erläutert werden. Solms (2019: 192) definiert „Sprache als Indikator sozialer Zugehörigkeit“ und geht näher auf das „Konzept der Nationalsprache“ (Solms 2019: 192) ein. Er situiert die Entstehung dieses Konzepts in der Epoche des Humanismus am Ende des 15. Jahrhunderts und beschreibt, dass erst in der Neuzeit und den entstehenden Prozessen der Staatenbildung „ein intentionaler und als solcher auf eine gesellschaftspolitische Identitätsbildung zielender Zusammenhang“ (Solms 2019: 192) von Sprache und Nation festgemacht werden kann (s. Frankreich, mehr dazu unter 2.5.2). Gerade „Prozesse der sprachlichen Standardisierung und Normierung, insbesondere die Etablierung des Monolingualismus als Norm und dessen Durchsetzung mittels Gesetzen, Institutionen und Sanktionen in historischen Kontexten, aber auch im Kontext der ‚Schaffung‘ neuer Nationalsprachen“ (Busch 2019: 110) seien hier angeführt.

Damit hängt auch die Thematik des Sprachpurismus zusammen, wie Spolsky (2004) anführt: „Clean, uncorrupt, pure language is highly valued ideologically. As a general rule in language matters, the past is believed to be pure and innovation is often suspected of corruption“ (Spolsky 2004: 22). Die Abwendung fremdsprachlicher Einflüsse auf die im Rahmen von Nationsgründungen entstanden Nationalsprachen galt als höchstes Prinzip, das heute noch mehr oder weniger stark ausgeprägt ist. Eine der Aufgaben der *Académie française* liegt beispielsweise genau darin: Sie schlägt französische Begriffe vor, die englische Einflüsse ersetzen und so die *Reinheit* der französischen Sprache auch in Zukunft gewährleisten sollen.

Außerdem sollte zweitens die Frage nach „Prozessen der Distinktion“ (Busch 2019: 110) innerhalb einer Sprache erläutert werden. Durch die Verwendung einer bestimmten Varietät, eines bestimmten Registers oder der anerkannten Standardsprache kann die Zugehörigkeit zu oder der Ausschluss von einer Gruppe erfolgen (vgl. Busch 2019: 110).

Weiters sind Fragestellungen zu Ideologien in Bezug auf Minderheitensprachen und indigene Sprachen sowie Sprachideologien in Zusammenhang mit Mobilität und Fluchtbewegungen Teil des Untersuchungsgebietes (vgl. Busch 2019: 110). Auch Heller (2005: 1584) hebt

hervor, dass diese Bewegungen und die zunehmende Diversität moderner Gesellschaften die gängigen Vorstellungen von Ideologie und Identität zunehmend herausfordern.

Sprachideologien und -einstellungen finden stets Eingang in politische Prozesse bzw. werden sogar in Form von Regeln und Gesetzen verschriftlicht, in diesem Fall spricht man von Sprachpolitik.

2.3 Sprachpolitikforschung

Spolsky (2004) formuliert deren Abgrenzung von der Sprachideologieforschung folgendermaßen: „[L]anguage ideology is language policy with the manager left out, what people think should be done“ (Spolsky 2004: 14). Dies bedeutet, dass Sprachideologien ohne Regulierung von einer hierarchisch höher situierten Person Wirksamkeit entfalten, sie etablieren sich in einer Gruppe ohne konkrete Lenkung durch eine Person oder Institution.

Dabei muss gleich zu Beginn zwischen den zwei Termini *Sprachpolitik* und *Sprachenpolitik* differenziert werden. Marten (2016: 16) beschreibt den Unterschied in der Anzahl der implizierten Sprachen: Wenn es um eine einzige Sprache geht, spricht man von *Sprachpolitik*, wenn es um das Verhältnis mehrerer Sprachen zueinander geht von *Sprachenpolitik*. Im Englischen wird ausschließlich der Begriff *language policy*, d. h. die Singularform, verwendet (vgl. Marten 2016: 16). Diskussionen darüber, was eigentlich als Sprache definiert werden kann und ab wann man mit mehreren Sprachen zu tun hat, fallen somit weg (vgl. Marten 2016: 16). Im Anschluss daran wird die singularische Form *Sprachpolitik* in vorliegender Arbeit privilegiert, es sei denn die zitierten Autor:innen verwendeten eine andere Form.

2.3.1 Wesentliche Elemente der Sprachpolitikforschung

Die Fachliteratur kennt eine Vielzahl an Bezeichnungen für verschiedene sprachpolitische Felder und Wirkungsbereiche. Im Folgenden wird daher versucht, einen Überblick über die wesentlichen für vorliegende Forschungsarbeit relevanten Fachausdrücke zu erstellen. Laut Spolsky (2004: 39) gibt es vier wesentliche Elemente, die Sprachpolitik ausmachen, sie geben den Rahmen für die folgenden Unterpunkte vor. Theorien und Fachwissen aus anderen Werken wurden miteinbezogen, um so einen angemessenen Überblick zu vermitteln.

Anschließend sollen die für vorliegende Arbeit relevanten *Domains* (Spolsky 2004: 42), d. h. die Lebensbereiche der Sprecher:innen und die Haupteinflussbereiche auf die Sprache in diesen *Domains* betrachtet werden.

– Dreigliederung der Sprachpolitik

Laut Spolsky (2004: 5) sind in der Sprachpolitik drei wichtige Begriffe zu unterscheiden:

- a. Sprachpraktiken beschreiben das Sprachverhalten der Sprecher:innen, d. h. welche Sprache aus einem ihnen zur Verfügung stehenden Repertoire wählen sie in welcher Situation (vgl. Spolsky 2004: 5).
- b. Sprachideologie bezieht sich auf die oben beschriebene Einstellung von Sprecher:innen gegenüber Sprache (vgl. Spolsky 2004: 5).
- c. Sprachplanung, -intervention und -management beschäftigt sich mit einschlägigen Maßnahmen in Gesellschaften, Nationen oder Sprechergruppen und deren Umsetzung durch Institutionen und/oder einzelne Sprecher:innen (vgl. Spolsky 2004: 5).

Der erste Punkt wird in der Auswertung und Analyse der Interviews in vorliegender Untersuchung näher ausgeführt werden, Einblicke in die Sprachpraktiken österreichischer und französischer Sprecher:innen werden erfolgen. Das Thema der Sprachideologien wurde bereits weiter oben besprochen. Bezüglich Sprachplanung, -intervention und -management sollen nun weitere Ausführungen folgen. Marten (2004: 31) weist ausdrücklich darauf hin, dass diese drei Begriffe meist synonym verwendet werden können, ihnen allen liegt die bewusste Beeinflussung von Sprache zugrunde: *Sprachintervention* drückt dies ja schon deutlich aus, *Sprachmanagement* dagegen greift in einen Prozess ein, der bereits läuft (vgl. Marten 2004: 31). Mit *Sprachplanung* kann die Einflussnahme auf Sprache allgemein verstanden werden, sie kann sich auch in Form von politischen Maßnahmen und Gesetzen äußern – jeweils abhängig von den betroffenen Akteur:innen (vgl. Kaplan / Baldauf 1997: 3).

– Sprecher:innengruppen

Kaplan / Baldauf (1997: 5–13) definieren diesbezüglich vier Gruppen: An erster Stelle sind Regierungen zu nennen. Ein sehr junges Beispiel für Sprachpolitik von Regierungsseite in Frankreich ist jenes der 2021 durch den damaligen Bildungsminister Jean-Michel Blanquer untersagten inklusiven Schreibweisen im Schulwesen. Blanquer untersagte die gendergerechte Schreibweise, vor allem mittels Mittelpunkt (z. B.: *étudiant·es* für ‚Student·innen‘), da dies die Vermittlung der französischen Sprache erschweren würde (vgl. Le Monde 2021, 7. Mai).

Zweitens können Bildungseinrichtungen als eigenständige Akteur:innen im sprachpolitischen Handeln angesehen werden (vgl. Kaplan / Baldauf 1997: 8–9). Schulen und Bildungseinrichtungen im Allgemeinen verfügen über großen Einfluss auf Kinder und junge Menschen. Dabei sind nicht nur die Wahl der Unterrichtssprache und die gelehrt Fremdsprachen zu berücksichtigen, sondern auch die Wahl der Unterrichtsmaterialien, der Methoden, der Prüfungsformen und nicht zuletzt die Akzeptanz bzw. sogar das Benützen und die Vermittlung von

Varietäten und Fremdsprachen im Schulalltag; der staatliche und eventuell kirchliche Einfluss sollte hier nicht unerwähnt bleiben (vgl. Marten 2016: 35–36).

Die Autoren nennen an dritter Stelle regierungsnahe oder -ähnliche Institutionen, die vom Staat finanziert werden und über einen großen Einflussbereich verfügen (vgl. Kaplan / Baldauf 1997: 9–12; Marten 2016: 36). Frankreich kann hier als Beispiel angeführt werden, kennt es doch seit dem 16. Jahrhundert eine rigide Sprachpolitik, die durch prestigeträchtige Institutionen wie die *Académie Française* bestimmt und von Regierungsseite bis heute stark gelenkt wird (Kapitel 2.5.2 zur französischen Sprachsituation beschäftigt sich näher damit).

Viertens führen Kaplan / Baldauf (1997: 12–13) Individualpersonen und andere Organisationen, zum Beispiel Unternehmen, an. Marten (2016: 36) ergänzt in dieser letzten Akteur:innengruppe noch Parteien, NGOs und auch Vereine oder Gruppen, die sich für Minderheitensprache einsetzen – gerade für Österreich ein nicht unwesentlicher Faktor.

– Interaktion der Akteur:innen

Werden die sprachplanerischen und sprachpolitischen Maßnahmen von staatlicher oder institutioneller Seite vorgegeben und als Gesetz oder Regel formuliert, handelt es sich um einen sogenannten *top-down*-Ansatz (vgl. Marten 2016: 41). In diesen Bereich fallen die Korpus- sowie die Status- und Prestigeplanung: Marten (2016: 25) bezeichnet mit Korpusplanung die „Auswahl von bestimmten Formen innerhalb einer Sprache“. Damit geht einher, dass sprachliche Formen zuerst verschriftlicht werden und danach Standards für Wortschatz, Orthografie und Grammatik beschlossen werden (vgl. Marten 2016: 25; Spolsky 2004: 11). Laut Spolskys (2004: 60) Übersicht über Staaten und ihre Sprachpolitik geht Korpusplanung mit monolingualen Ideologen in Staaten einher, da nur eine Sprache mit der nationalen Identität verbunden wird, andere Sprachen oder Varietäten werden vernachlässigt (s. Frankreich).

Statusplanung hingegen legt die Verwendung einer bestimmten sprachlichen Varietät in der Gesellschaft fest (vgl. Marten 2016: 24; Spolsky 2004: 11). Spolsky (2004: 60) zufolge betrifft diese Form der Sprachpolitik vor allem Länder, in denen zwei oder mehr Sprachen mit der nationalen Identität in Verbindung gebracht werden. Demnach fällt Österreich in diese Kategorie (s. Kapitel 2.5.1), auch wenn in Österreich nur Deutsch als Staatssprache gilt.

Der Begriff der Prestigeplanung betrifft die Werterhaltung einer sprachlichen Varietät gegenüber: Genießt eine Sprache höheres Ansehen, wird sie häufiger verwendet; ihr Erhalt ist somit eher sichergestellt (vgl. Marten 2016: 26).

Der Gegenpol zum *top-down*-Ansatz nennt sich *bottom-up*-Ansatz: Es handelt sich um Initiativen von Individualpersonen, Vereinen oder Gruppierungen, die andere Gruppen oder

Institutionen beeinflussen und sprachplanerischen Einfluss ausüben (vgl. Marten 2016: 41). Im Idealfall führt eine Kombination von beiden Ansätzen zu sprachpolitischen Veränderungen (vgl. Marten 2016: 41).

Je nach Ausdehnung des Anwendungsbereichs von Sprachpolitik unterscheidet man zwischen Makro- und Mikropolitik: Betrifft die Sprachpolitik eine gesamte Gesellschaft oder Nation, spricht man von der Makroebene (vgl. Marten 2016: 41). Die individuelle Ebene bzw. jene Ebene, die nur einzelne Gruppierungen oder Einrichtungen betrifft, wird als Mikroebene bezeichnet (vgl. Marten 2016: 41). Dazwischen lässt sich eine Mesoebene verorten, die kleinere geografische Einheiten betreffen kann, etwa Bundesländer in Österreich oder Städte, in denen Minderheiten- oder Regionalsprachen einen besonderen Stellenwert haben (vgl. Marten 2016: 42).

Spolsky (2004: 41) betont, dass sich sprachpolitische Vorgänge v. a. in komplexen ökologischen Makrosystemen vollziehen; er schlägt ökolinguistische Modelle für die Veranschaulichung dieser Zusammenhänge vor. Dabei beeinflussen linguistische und nicht-linguistische Elemente sich gegenseitig: Sprecher:innen sowie deren Bedürfnisse und die sprachlichen Varietäten, die ihnen zur Verfügung stehen, bilden die Eckpunkte dieses Systems (vgl. Marten 2016: 32). Die Frage danach, was überhaupt als Sprache oder sprachliche Varietät verstanden werden kann und soll, ist dabei eine der grundlegenden Fragen von Sprachpolitik (vgl. Spolsky 2004: 40). Außerdem gilt zu beachten, dass der Einflussbereich von Sprachpolitik nicht nur die Sprache oder die sprachliche Varietät an sich (als „Ganzes“) betrifft, sondern noch weiter geht.

– Von Sprachpolitik betroffene Sprachbereiche

Spolsky (2004: 40) hebt hervor, dass Sprachpolitik genauso Phonetik und Phonologie, Lexik, Grammatik sowie Stil und korrekte, schlechte, obszöne oder rassistische Sprache betreffen kann. Damit einhergehen auch die Fragestellungen nach der korrekten Sprache und einem eventuell damit verbundenen Sprachpurismus (siehe oben).

2.3.2 *Domains*

Spolsky (2004: 42) beschreibt die Sprachwahl als das Herzstück der Sprachpolitik. In jeder sogenannten *Domain* trifft der/die Sprecher:in eine Wahl über seine/ihre sprachliche Varietät, darüber was richtig oder falsch, angebracht oder cool etc. ist. Basierend auf Fishman / Cooper / Ma (1971) sowie Fishman (1972) definiert Spolsky (2004: 42) die *Domain* als einen soziolinguistischen Kontext, der durch drei Bereiche maßgeblich beeinflusst wird: Ort, Diskussionspartner:innen und Themengebiet. Die Konzipierung und Beschreibung solcher *Domains* kann hilfreich sein, um erstens die Verbindung zwischen makrosoziolinguistischen und

mikrolinguistischen Spannungsfeldern herzustellen (vgl. Spolsky 2004: 42; basierend auf Fishman (1972)). Als Beispiel-*Domains* können Familie, Schule, Arbeitsplatz, Religion und religiöse Organisationen sowie auch lokale, nationale und supra-nationale Regierungen genannt werden (vgl. Spolsky 2004: 42–56). Die Sprachwahl innerhalb jeder *Domain* wird wiederum durch die Elemente Sprachpraxis, -management und -ideologie bestimmt (vgl. Spolsky 2004: 43).

Überdies wird eine *Domain* grundlegend durch drei Faktoren beeinflusst: Sprachkenntnisse (d. h. Kenntnisse einer Sprache allgemein), Vorteile, die sich Sprecher:innen durch die Verwendung einer Sprache versprechen (Eloquenz, Sicherheit in einer Varietät) und erhoffte Vorteile durch die Verwendung einer Sprache bei den Zuhörer:innen (vgl. Spolsky 2004: 43). Häufig erfolgt die Sprachwahl dabei nicht basierend auf Regeln des Sprachmanagements, sondern wird eher durch Ideologie und Sprachpraxis definiert.

Stellvertretend für weitere *Domains* sollen nun die Bereiche Familie und Schule kurz erläutert werden: Betrachtet man etwa das Beispiel der *Domain* Familie näher, so beschreibt Spolsky (2004: 43), dass innerhalb vieler Familien kein explizites Sprachmanagement besteht: Sprachideologien und praktische Überlegungen bestimmen die Sprachwahl, oft gibt es nur eine verwendete Sprache, da die Familienmitglieder etwa nur in einer Sprache über ausreichend Kenntnisse verfügen. Die Situation in bilingualen Familien, in Familien mit Migrationshintergrund sowie eventuell bewusstes Sprachmanagement durch Familienmitglieder in jeder Form des familiären Zusammenlebens sollten aber ebenfalls erwähnt werden (vgl. Spolsky 2004: 43).

Eine weitere für die Sprachpolitikforschung sehr bedeutende *Domain* ist jene der Schule (vgl. Spolsky 2004: 46–48). Zwischen der im familiären Umfeld verwendeten Sprache und der Bildungssprache besteht oftmals ein großer Unterschied: Bei der Familiensprache handelt es sich meist um eine gesprochene, oft lokale Varietät, während die Bildungssprache auch für eine schriftliche Verwendung bestimmt ist und national oder regional definierten Regeln folgt (vgl. Spolsky 2004: 47). Die Aufgabe von Schulsprachpolitik liegt in der Förderung der Schüler:innen zur Überwindung sprachlicher Differenzen in einer zunehmend mobilen Gesellschaft, aber auch in der adäquaten Wahl der Fremdsprachenangebote, in der Erhaltung der lokalen Varietäten und der gleichzeitigen Vermittlung der standardsprachlichen Kenntnisse etc. (vgl. Spolsky 2004: 47).

2.4 Sprachrepertoire- und Spracherlebensforschung

Um das subjektive Erleben von Sprache(n) und Variation(en) in Erfahrung zu bringen, etablierte Busch (2012, 2017, 2021) den Ansatz der Spracherlebensforschung. Das persönliche Erleben

von Sprache(n) wird mit dem sprachlichen Repertoire von Personen wechselwirkend in Verbindung gebracht und analysiert. Die sprachbiografische Narration (vgl. Tophinke 2002) sowie die Methode des Sprachenporträts (vgl. Busch 2012, 2021) dienen hierfür als methodische Werkzeuge, sie seien nun dargestellt.

– Mehrsprachigkeit - Heteroglossie

Einführend soll an dieser Stelle der Begriff der ‚Mehrsprachigkeit‘ erläutert werden. Busch (2021: 10) legt in ihrem gleichnamigen Buch die kritische Sichtweise auf diesen Terminus dar und erläutert, dass es heute nicht mehr zeitgemäß ist, die Bezeichnungen *Erstsprache*, *Zweitsprache* oder auch *L1*, *L2* etc. zu verwenden: Sie erklärt, dass dies eine Hierarchie suggerieren und eine klare Abgrenzung von einzelnen Sprachen sowie deren Zählbarkeit damit einhergehen würde (vgl. Busch 2021: 10). Die Autorin spricht, in Anlehnung an den französischen Philosophen Jacques Derrida, von einer sprachlichen Vielfalt, die sie folgendermaßen beschreibt:

[Sie] umfasst eine ganze Bandbreite sprachlicher und kommunikativer Ressourcen – verschiedene Varietäten, Register, Jargons, Genres, Akzente, Stile, mündlich wie schriftlich –, die sich teilweise einem Sprachsystem, teilweise einem anderen zuordnen ließen, teilweise auch mehreren oder keinem. (Busch 2021: 11).

Demnach bietet der Begriff ‚Mehrsprachigkeit‘ viele Auslegungsmöglichkeiten, die je nach theoretischem Zugang, Person und Lebensgeschichte anders aussehen werden. Anachronistisches Denken in zählbaren Sprachen wird durch eine breitere und offenere Interpretation abgelöst. Der aus dem altgriechischen stammende Begriff ‚Heteroglossie‘ bezeichnet ein spezifisches Konzept von Mehrsprachigkeit und wurde von Mikhail Bakhtin² geprägt. Jener ging in den 1930er-Jahren in seinem Essay *Discours in the Novel* auf besagtes Konzept ein und machte deutlich, dass jede Sprachhandlung von unterschiedlichen Einflüssen, Situationen, Standpunkten, Werten beeinflusst ist; eine Sprache beinhaltet demnach eine Vielzahl an Komponenten bzw. Dimensionen:

Thus at any given moment of its historical existence, language is heteroglot from top to bottom: it represents the co-existence of socio-ideological contradictions between the present and the past, between differing epochs of the past, between different socio-ideological groups in the present, between tendencies, schools, circles and so forth, all given a bodily form. (Bakhtin 1981: 291).

Dementsprechend gilt, dass niemand nur über eine einzige Sprache verfügt – egal ob es sich um Bakhtins Beispiel des russischen Kleinbauern handelt oder etwa um einen Jugendlichen, der in einer globalisierten Welt im 21. Jahrhundert in einer Großstadt aufwächst (vgl. Busch

² In der vorliegenden Arbeit wird die englische Schreibweise für den Namen des russischen Literatur- und Sprachwissenschaftlers gewählt. In Zitaten wurde gegebenenfalls die deutsche Schreibweise ‚Bachtin‘ aus dem Original übernommen.

2017: 342; Bakhtin 1981: 295). Dieser Ansatz der Mehrsprachigkeit soll auch die vorliegende Masterarbeit prägen. In Anlehnung an Busch gilt Folgendes: „Wenn [...] von Mehrsprachigkeit die Rede ist, so ist damit nicht eine Vielzahl von Einzelsprachen gemeint, sondern ein Konglomerat, das in Bachtins Sinn heteroglossisch ist“ (Busch 2021: 12).

Inwiefern eine Person sich selbst als mehrsprachig bezeichnet und wodurch dies beeinflusst wird, soll am folgenden Konzept des sprachlichen Repertoires sichtbar werden.

– Sprachliches Repertoire

Der Begriff des sprachlichen Repertoires geht auf John J. Gumperz zurück. Der Linguist und Anthropologe beschreibt in seinem Artikel das „verbal repertoire“ (Gumperz 1964: 137) unter dem Aspekt der Entscheidungsfindung, in dem Sprecher:innen zwischen einer Vielzahl an sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten entscheiden. Für ihn umfasst dieses „sprachliche Repertoire“, wie Busch (2021: 22) den Terminus übersetzt, alle sprachlichen Möglichkeiten (soziale) Bedeutung zu übermitteln (vgl. Gumperz 1964: 137–138). Dabei unterliegt jede:r Sprechende grammatikalischen und sozialen Regeln, die es zu befolgen gilt, um Missverständnisse zu verhindern (vgl. Gumperz 1964: 138): „The power of selection is therefore limited by commonly agreed-on conventions which serve to categorize speech forms as informal, technical, vulgar, literary, humorous etc.“ (Gumperz 1964: 138). Sprecher:innen passen ihre Aussagen an gesellschaftlich etablierte Kommunikationsmuster an. Diese Kategorien unterliegen einer permanenten Adaptierung und Veränderung – wenn sie aber Verankerung in einer Sprecher:innengruppe gefunden haben, erlauben sie den Menschen, schon durch den Stil einer Nachricht, Rückschlüsse auf deren Inhalt zu ziehen (vgl. Gumperz 1964: 138). Für das Zusammenleben lässt sich schließlich schlussfolgern: Je mehr wir über eine bestimmte Gesellschaftsgruppe wissen, desto effizienter können wir kommunizieren (vgl. Gumperz 1964: 137). Dieser Aspekt tritt im Fremdsprachenerwerb besonders klar hervor, die Erläuterungen von Busch, Gumperz und auch Bakhtin lassen aber erkennen, dass nicht nur der Fremdsprachenerwerb bzw. der Kontakt mit anderen Kultur- und Sprachräumen eine Veränderung darstellt, sondern auch das Verlassen von gewohnten Strukturen, zum Beispiel der Schuleintritt mit den damit einhergehenden lokalen und sozialen Veränderungen (vgl. Busch 2021: 19). Busch beschreibt, dass viele Menschen zu diesem Zeitpunkt „ex negativo“ (Busch 2021: 19) erkennen, dass sie über ein sprachliches Repertoire verfügen und, dass dieses auf bestimmte Sprachräume bzw. Umgebungen begrenzt ist (vgl. Busch 2021: 19–20). Sie spinnt den Repertoire-Begriff von Gumperz weiter und schlägt eine Ausdehnung des Begriffs durch das *Spracherleben* vor, „weil Sprachwahl nicht nur von Regeln und Konventionen geleitet wird, sondern auch unter dem Einfluss dessen steht, was man

mit Spracherleben bezeichnet“ (Busch 2012: 14–15). Gumperz sieht das Sprachrepertoire noch als „Werkzeugkiste, auf die man jederzeit zurückgreifen kann“ (Busch 2012: 14; vgl. Gumperz 1964: 138):

Das Repertoire wird als ein Ganzes begriffen, das jene Sprachen, Dialekte, Stile, Register, Codes, kurzum alle Routinen umfasst, die die Interaktion im Alltag charakterisieren. Es umfasst also die Gesamtheit der sprachlichen Mittel, die Sprecher_innen einer Sprechgemeinschaft zur Verfügung stehen, um (soziale) Bedeutung zu vermitteln. (Busch 2012: 13).

Diese Sichtweise, die in den 1960er-Jahren, zum Erscheinungszeitpunkt des Artikels von Gumperz noch nachvollziehbar scheint, wirkt in einer zunehmend vernetzten Welt mit steigender Mobilität und einer Vielzahl an Möglichkeiten der digitalen Kommunikation überholt (vgl. Busch 2012: 15–16).

Wichtig ist dabei, dass dieses Erleben mit Gefühlen besetzt ist, d. h. es geht darum, ob man sich in einer Sprechsituation wohlfühlt oder nicht – ein Aspekt, der lange Zeit vernachlässigt wurde, da Kompetenzen und Leistungen im Vordergrund lagen (vgl. Busch 2012: 18). Obwohl das Spracherleben individuell jeweils anders verläuft, lassen sich laut Busch drei Hauptrichtungen definieren (vgl. Busch 2012: 18–19; Busch 2021: 20–21):

- a. „Verhältnis von *Selbstwahrnehmung* und *Fremdwahrnehmung*“ (Busch 2021: 20 [Hervorhebungen im Original]): Wie nimmt der/die Sprecher:in sich selbst wahr, welchen Blick haben andere Personen auf den/die Sprecher:in bzw. welchen Blick schreibt der/die Sprecher:in ihnen zu?
- b. „Frage nach *Zugehörigkeit* oder *Nichtzugehörigkeit*“ (Busch 2021: 20 [Hervorhebungen im Original]): Auch hier werden wiederum zwei Perspektiven angesprochen. Nämlich einerseits das Verlangen, Teil einer Gruppe zu sein/werden, und andererseits die unfreiwillige Zuschreibung der Zugehörigkeit zu einer Gruppe durch andere.
- c. „Erleben *sprachlicher Macht* oder *Ohnmacht*“ (Busch 2021: 20 [Hervorhebungen im Original]): Zwischen den Sprecher:innen etabliert sich eine sogenannte „sprachliche Hierarchisierung“ (Busch 2021: 20).

Aufbauend auf diesen Begriff des Spracherlebens stellt Busch drei Dimensionen desselben vor, „die über das verinnerlichte Wissen grammatikalischer und pragmatischer Regeln hinausweisen: die leibliche Dimension, die emotionale Dimension und die historisch-politische Dimension“ (Busch 2012: 21; vgl. Busch 2021: 24).

Die leibliche Dimension verankert das Spracherleben im Körper und schließt jede Substituierbarkeit aus (vgl. Busch 2021: 26). Busch begründet die Darstellung dieser Dimension auf die Herangehensweise des französischen Philosophen Maurice Merleau-Ponty, der eine Ambiguität

zwischen Leib und Körper formulierte (vgl. Busch 2012: 22; Busch 2021: 24). „Merleau-Ponty unterscheidet dabei begrifflich zwischen dem Objekt-Körper [*corps physique*] als einem Objekt, das beobachtbar und messbar ist, und dem Subjekt-Leib [*corps vivant*] als Subjekt des Fühlens, Erlebens, Agierens und Interagierens“ (Busch 2021: 24 [Hervorhebungen im Original]; vgl. Busch 2019: 129; Merleau-Ponty 2012: 119–122). Sprache verfügt hier über eine Gemeinsamkeit mit Gestik und Emotion: Sie ist in erster Linie ein Mittel zur Kontakt- und Beziehungsaufnahme zum Gegenüber und wird erst später auch zu einer bewusst intellektuell ausgeführten Handlung der Darstellung (vgl. Busch 2021: 25). Der *corps vivant* agiert, ohne weiter über sein (Sprach-)Verhalten nachzudenken, und nimmt in einer Interviewsituation etwa die externe Perspektive auf sich selbst als *corps physique* ein (vgl. Busch 2019: 129). Die später dargestellte Methode des Sprachenporträts greift diese Dimension auf und soll eine neue Perspektive auf die emische Wahrnehmung von Sprache ermöglichen.

Die emotionale Dimension von Sprache äußert sich auf viele Arten, sei es auf der verbalen oder paraverbalen Ebene, d. h. zum Beispiel auf der Ebene der Phonetik-Phonologie, der Morphologie oder auch durch Veränderung des Herzschlags, der Tonhöhe etc. (vgl. Busch 2021: 23). Busch (2021: 28) bezeichnet dies als „subjektive Dimension“, die Gefühle greifen „leiblich-affektiv“ ein. Gleichzeitig äußern sich Gefühle aber auch noch in einer „intersubjektiv-soziale[n] Dimension“ (Busch 2021: 28), d. h. in der Interaktion mit anderen: Der/Die Sprecher:in reagiert (positiv oder negativ) auf sein/ihr Gegenüber, diese Gefühle wirken sich wiederum auf die Sprache aus. Überdies ist die „soziokulturelle Dimension“ (Busch 2021: 28) zu beachten, „weil das Erleben auch damit zusammenhängt, wie Gefühle in kulturelle Traditionen und Narrationen eingebunden sind und welche Normen, Handlungsorientierungen und Ideologien als Bezugspunkt dienen“ (Busch 2021: 28). Busch beschreibt verschiedene Emotionen und weist auf einen wichtigen Punkt hin: „Eine Häufung von Schamsituationen kann sich verdichten zu Dispositionen oder Haltungen wie Minderwertigkeitsgefühlen oder Schüchternheit“ (Busch 2021: 29).

Die dritte, historisch-politische, Dimension knüpft an den oben erläuterten Punkt der Sprachideologien an. Wenn Sprecher:innen den Aufenthaltsort wechseln, das soziale Umfeld sich verändert oder wenn politische Veränderungen ein neues Sprachregime festlegen, können Sprecher:innen das Gefühl bekommen, dass ihr sprachliches Repertoire nicht mehr ausreicht oder inadäquat ist (vgl. Busch 2021: 31). Wichtig scheint an dieser Stelle noch einmal der Hinweis zu sein, dass „soziale, ethnische, nationale und andere Zugehörigkeiten [über Sprachideologien] konstruiert [werden]“ (Busch 2021: 31).

An dieser Stelle sollte auch noch auf die von Busch vorgestellte „Mehrdimensionalität des sprachlichen Repertoires“ (Busch 2021: 33) eingegangen werden. Aufbauend auf dem *Chronotopos*-Begriff von Bakhtin – jener bezeichnet damit eine Wechselbeziehung aus Raum und Zeit, primär in der Literaturwissenschaft – schlägt Busch hier eine Sichtweise des sprachlichen Repertoires als „heteroglossische[n] Möglichkeitsraum“ (Busch 2021: 33) vor. Die im Zusammenhang mit Gumperz weiter oben erwähnte „Werkzeugkiste“ (Busch 2012: 14; vgl. Gumperz 1964: 138) scheint somit nach Bakhtin und Busch irrelevant – zu vielfältig sind die involvierten Dimensionen und Einflüsse. Blommaert (2009) formuliert folgende Aussage diesbezüglich: „The fact is, however, that someone’s linguistic repertoire reflects a *life*, not just birth, a life that is lived in a real sociocultural, historical, and political space“ (Blommaert 2009: 424 [Hervorhebungen im Original]). Die Veränderungen des sprachlichen Repertoires im Laufe des Lebens und Einflüsse aller Art sind zu berücksichtigen.

Außerdem wird unser sprachliches Repertoire nicht allein von dem bestimmt, was wir ausdrücken können, sondern unter anderem von dem beeinflusst, was wir nicht mitteilen können, nicht verstehen können:

Die Wahlmöglichkeit, vor der ein sprechendes Subjekt steht, wird nicht nur durch grammatikalische Regeln und das Wissen um soziale Konventionen begrenzt, sondern es können zum Beispiel bestimmte Sprachen, Codes oder Sprechweisen so mit emotionalen oder sprachideologischen Konnotationen besetzt sein, dass sie in bestimmten Momenten nicht oder nur eingeschränkt zur Verfügung stehen. Das Repertoire wird nicht nur dadurch bestimmt, was ein sprechendes Subjekt hat, sondern manchmal gerade dadurch, was nicht zur Verfügung steht und sich in einer gegebenen Situation als Leerstelle, Bedrohung oder Begehren umso mehr bemerkbar macht. (Busch 2021: 33).

Um das sprachliche Repertoire einer Person darzustellen und Einblicke in jene Faktoren zu bekommen, die letzteres nachhaltig beeinflussen, ist die subjektive Sichtweise der Sprecher:innen unabdingbar. Sprachbiografien und die relativ junge Methode des Sprachenporträts ermöglichen derlei Einblicke. Sie seien nun vorgestellt.

– Sprachbiografie

Laut Tophinke (2002) beschreibt der Begriff die Auseinandersetzung mit der eigenen Sprache bzw. den eigenen Sprachen und Varietäten und deren Verhältnis zu ihnen – ein Verhältnis zueinander, das sich ständig ändert und von verschiedenen Geschehnissen im Laufe eines Lebens beeinflusst wird (vgl. Tophinke 2002: 1). Dieser ursprünglich in der Linguistik wenig akzeptierte Ansatz erfuhr zunehmend eine Aufwertung (vgl. Busch 2021: 34). Busch (2021: 34) verweist in ihren Ausführungen auf die wachsende Akzeptanz und Importanz von sprachbiografischer Forschung und damit verbunden auf die Bedeutung der Subjektperspektive in der

Sprachwissenschaft und insbesondere in der Mehrsprachigkeitsforschung. Sie gliedert die biografische Forschung in die Phasen *Erinnern*, *Erzählen* und *Positionieren* (vgl. Busch 2021: 33–39):

- **Erinnern:** Für Tophinke (2002) ist dies jener Bereich, der die Sprachbiografie definiert. Sie unterteilt ihn in drei Teile, nämlich zuerst jenen der „gelebte[n] Geschichte“ (Tophinke 2002: 3–6), also des Spracherwerbs selbst – diesem Bereich wird in der vorliegenden Untersuchung nicht primär Beachtung geschenkt. Weiters spricht sie von einer „rekonstruktiven Erinnerung“ (Tophinke 2002: 6–7) und einer schriftlich oder mündlich erfolgenden „sprachlichen Rekonstruktion“ (Tophinke 2002: 7–11; vgl. Busch 2021: 34–35).
- **Erzählen:** Hier geht es um das konkrete biografische Erzählen, entweder in einem Zwiegespräch oder in einem imaginierten Dialog. Busch (2021) bezieht sich wiederum auf Bakhtin, der selbst ein Selbstgespräch als Dialog bezeichnet, weil eine intertextuelle Eigenschaft, das heißt eine Bezugnahme auf frühere Aussagen, zu verorten ist (vgl. Busch 2021: 36; Bakhtin 1986: 92). Außerdem muss hier neben der Relevanz auf das Was auch auf das Wie hingewiesen werden: Nicht nur der Inhalt, sondern auch die Art und Weise der Erzählung spielen eine Rolle (vgl. Busch 2021: 36–37).
- **Positionieren:** Unter Bezugnahme auf verschiedene Erkenntnisse aus den Bereichen der Philosophie oder auch der Linguistik erklärt Busch (2021), dass

Positionierung ein Vorgang des Erfahrens und des Handelns ist. Wir werden durch unseren Sprachgebrauch als einer bestimmten, diskursiv produzierten Kategorie zugehörige Subjekte positioniert, haben aber [...] auch die Möglichkeit, uns mit unserem Sprachgebrauch zu identifizieren oder distanzierend zu diesen Kategorien zu positionieren. (Busch 2021: 39).

Busch hebt im Anschluss die Wichtigkeit des Mitteilens der gewonnenen Erkenntnisse aus dem Erinnern, Erzählen und Positionieren hervor. Sie spricht von einem „[ü]ber das Sprechen sprechen“ (Busch 2021: 39). Die Linguistin verortet einen Unterschied zwischen dem Gesagten und den Taten der Befragten. Visualisierung bietet dabei eine Möglichkeit, methodische Zugänge zu kombinieren und den Proband:innen weitere Gesprächsanlässe zu liefern: „Auch der Einsatz multimodaler Methoden, zum Beispiel das Angebot, sprachliches Erleben kreativ zu visualisieren, kann eine interessante Ergänzung bilden, da der Modus der visuellen Darstellung einer anderen ‚Logik‘ folgt als jener der verbalen“ (Busch 2021: 40).

Jenes Instrument, das für Busch das Erinnern, Erzählen und Positionieren am besten multimodal darstellen kann, soll im Anschluss vorgestellt werden.

– Sprachenporträt

Busch (2021: 40–44) stellt es aufbauend auf dem von *heteroglossia.net* etablierten Modell vor und erläutert die Vorteile dieser Methode. Zuerst sei aber die Vorgangsweise veranschaulicht: Die Proband:innen bekommen die in Abbildung 3 dargestellte Silhouette vorgelegt und werden gebeten, „über die sprachlichen Ressourcen, Ausdrucks- und Kommunikationsmöglichkeiten nachzudenken, die in ihrem Leben eine Rolle spielen“ (Busch 2021: 40). Mit Buntstiften sollen die Teilnehmer:innen diese Sprachformen – im Sinne eines heteroglossischen Mehrsprachigkeitsbegriff können sie so bezeichnet werden – in die Silhouette einzeichnen. Im Anschluss soll eine Legende erstellt werden und die Proband:innen sollen über ihre Darstellungen sprechen. Sie sollen ihre Farbwahl sowie die Positionierung im Körper erklären (vgl. Busch 2021: 40–44).

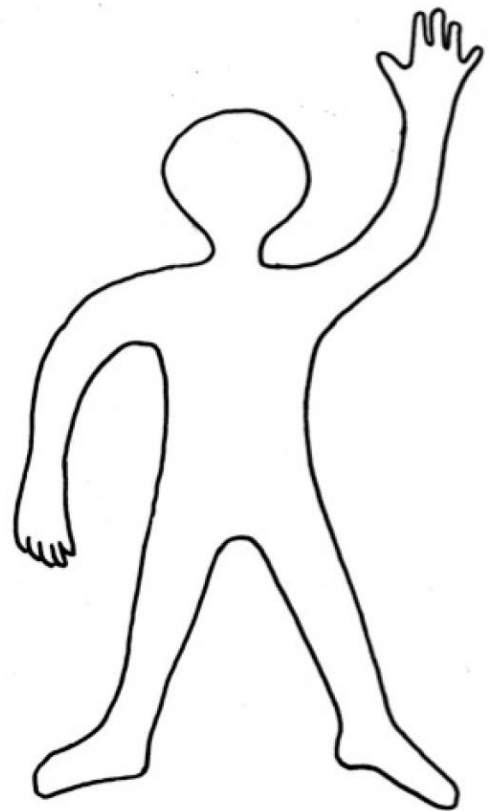


Abbildung 3: Silhouette Sprachenporträt (Busch 2021: 43)

Diese mehrschichtige Form der Darstellung bietet folgende Vorteile: Erstens werden die Teilnehmer:innen eingeladen, über ihre Ausdrucksweisen etc. nachzudenken, und bekommen so die Möglichkeit, ohne direkten Antwortdruck auf die Forschungsfrage(n) einzugehen (vgl. Busch 2021: 41). Zweitens erlaubt das Einzeichnen in die Silhouette die parallele Darstellung von Elementen, deren Präsentation im ausschließlich mündlichen Diskurs eventuell konträr wirken mag (vgl. Busch 2021: 41). Busch (2021: 41) fasst dies folgendermaßen zusammen: „Anders als im verbalen Modus, der die Erzeugung diachroner Kontinuität und synchroner Kohärenz begünstigt, können im analogen Modus des Bildes Widersprüche, Brüche, Überlappungen und Ambiguitäten eher nebeneinander stehen bleiben.“ Der dritte Aspekt ist jener des Bildes, das die Basis für weitere Gesprächsanlässe, Nachfragen und interpretative Verfahren bietet (vgl. Busch 2021: 41–42). Die anschließende Analyse und Interpretation – wie das etwa in den in dieser Masterarbeit zum Einsatz kommenden Interviews und deren inhaltlich-qualitativen Auswertung geschieht – kann sich demzufolge nicht nur auf das Gesagte, sondern auch auf das Gezeichnete beziehen. Bei der Interpretation sollte allerdings darauf geachtet werden, dass falsche oder stereotype Zuschreibungen möglichst vermieden werden. Busch (2021: 42) bringt hier das Beispiel der Farben: Grün hat nicht für jede Person

dieselbe Bedeutung – kulturelle, individuelle und situative Aspekte können eine Rolle spielen. Gleiches gilt für die Wahl des Körperteils, in dem die sprachliche Ressource eingezeichnet wird – jede:r verbindet andere Emotionen mit gewissen Körperteilen, Redewendungen und Formulierungen des jeweiligen Kulturkreises können diese Konnotationen beeinflussen (vgl. Busch 2021: 42). Das Formulieren und Beschreiben der Darstellung kann in solchen Fällen Abhilfe schaffen (vgl. Busch 2021: 44).

Demzufolge ist es beim Sprachenporträt besonders wichtig, den Proband:innen selbst die Bezeichnungen für die jeweils involvierte Sprache oder Varietät vorgeben zu lassen. Busch (2021) begründet dies folgendermaßen:

Der multimodale biografische Zugang begünstigt also tendenziell die Dekonstruktion voretablierter Kategorien, wie die Vorstellung von Sprachen als abzählbare, voneinander abgrenzbare und in sich geschlossene Einheiten, oder von Dichotomien, wie jene zwischen Herkunfts- und Zielsprache, zwischen Erst- und Integrationssprache (Busch 2021: 44).

Diese Vorgehensweise soll ermöglichen, dass die Befragten ihre eigenen Bezeichnungen und Einschätzungen kommunizieren können. Sie sollen nicht in die Verlegenheit kommen, ihre Sprachverwendung in Begriffe einzuordnen, mit denen sie nicht ausreichend vertraut sind. In den für diese Masterarbeit abgehaltenen Interviews in zwei Staaten und in zwei Sprachen erlaubt sie außerdem einen gezielteren Blick auf die unterschiedlichen Gegebenheiten und Bezeichnungen. Der folgende Überblick über die jeweilige Sprachsituation in Österreich und Frankreich soll eine Komponente der Basis für die späteren Analysen bieten.

2.5 Sprachsituation in Österreich und Frankreich aus *etischer* Sicht

An dieser Stelle erfolgt ein Überblick über die Sprachsituation in Österreich und Frankreich. Dabei wird versucht, zuerst jeweils auf die Variation des Deutschen bzw. Französischen in den beiden Ländern einzugehen. Unter Variation wird nach Sinner (2013: 18 [Hervorhebungen im Original]) „die Möglichkeit unterschiedlicher Realisierungen von bestimmten sprachlichen Einheiten in einer konkreten sprachlichen Äußerung“ verstanden: „Variation bedeutet somit, dass unterschiedliche *Varianten* zum Ausdruck *einer* Bedeutung bzw. *eines* Inhalts [...] existieren“ (Sinner 2013: 18 [Hervorhebungen im Original]).

Damit zusammenhängend sollte auch der Begriff *Varietät* kurz definiert werden. In der Soziolinguistik besteht dafür eine Vielzahl an Ansätzen und Definitionen. Für die vorliegende Arbeit wird jene nach Schmidt / Herrgen verwendet. Sie bezeichnen Varietäten „als partiell systematisch differente Ausschnitte des komplexen Gesamtsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen interagieren“ (Schmidt / Herrgen 2011: 51). Für sie gilt außerdem: „Individuell-kognitiv sind Varietäten also durch je eine eigenständige

prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Strukturen bestimmte und mit Situations-typen assoziierte Ausschnitte des sprachlichen Wissens“ (Schmidt / Herrgen 2011: 51).

Je nach Relevanz und Ausprägung werden konkret Elemente der diatopischen (raumbezogenen), diastratischen (sozialen), diaphasischen (situativen) und diamesischen (medialen) Variation realisiert (vgl. Dammel 2022: 674)³. Dabei muss berücksichtigt werden, „dass sich Varietäten nur unter Bezug auf mehrere Variationsdimensionen beschreiben lassen: dennoch können sie einen Schwerpunkt in einer bestimmten Dimension haben“ (Dammel 2022: 676).

Anschließend wird ein kurzer Überblick über die historische Entwicklung der Sprachsituation in Österreich und Frankreich gegeben⁴ und die aktuelle Sprachpolitik beider Staaten erläutert.

In diesem Zusammenhang sollten vorab zwei grundlegende Konzepte erläutert werden, da sie im Folgenden Gegenstand der Darstellungen sein werden: *Staat* und *Nation*. Kremnitz (2015: 25) beschreibt das Konzept *Staat* folgendermaßen: „Der Staat ist durch eine vor allem institutionelle, also nicht an eine bestimmte Person gebundene Herrschaftsform gekennzeichnet.“ In der Auslegung des Konzepts der *Nation* sind Unterschiede zwischen Österreich und Frankreich zu bemerken: In der deutschen Tradition nach Johann Gottfried Herder und zuvor Johann Christoph Adelung wird der Nationsbegriff eher durch eine „sprachliche und kulturelle Gemeinsamkeit“ (Kremnitz 2015: 27) definiert, während er in Frankreich mit dem Staat und somit einer politischen Einheit in Verbindung gebracht wird (vgl. Kremnitz 2015: 27–28, Wiesinger 2000: 526).

Außerdem kann eine Unterscheidung in Kulturnation (allgemein für die deutschsprachigen Länder) und Staatsnation (für Frankreich; hat „Anspruch auf ihre eigene spezifische Form der Sprache“ (Wiesinger 2000: 556)) getroffen werden (vgl. Wiesinger 2000: 526)⁵. Wiesinger (2000: 556) selbst sieht das noch etwas differenzierter, er verortet Österreich näher einer

³ Spitzmüller (2022: 142–143) merkt an, dass diese Einteilung als umstritten gilt, da die Abgrenzung und Zuschreibung nicht immer eindeutig möglich sind. In der vorliegenden Arbeit wird die Unterscheidung allerdings dennoch aufgegriffen, da sie eine bessere Strukturierung und feinere Gliederung in der späteren Analyse der Kategorie *Variation* (Kapitel 4.2) erlaubt.

⁴ Der zeitliche Beginn der Darstellungen variiert dabei je nach Perspektivierung und untersuchtem Land. Grob beginnen sie zum Zeitpunkt der ersten Vereinheitlichungsbestrebungen der jeweiligen Staaten, in Österreich etwa ab der Mitte des 18. Jahrhunderts. Während das Heilige Römische Reich sich allmählich aufspaltete, konzentrierten sich die Habsburger zunehmend auf die eigenen Länder. Auf französischer Seite setzen die Ausführungen früher an, da die Sprachenordnung im Mittelalter nicht unwesentlich erscheint für Erläuterungen zur Sprachsituation heute und da im 16. Jahrhundert, d. h. schon vor der französischen Revolution, bereits erste sprachpolitische Bestrebungen zu verorten sind.

⁵ Wiesinger verwendet diese Begriffe basierend auf den Historiker Friedrich Meinicke, welcher diese Termini Anfang des 20. Jahrhunderts wesentlich prägte (vgl. Wiesinger 2000: 526).

Staatsnation und spricht in Bezug auf sprachpolitische Aspekte von einer „österreichisch-neutralen Position“ (Wiesinger 2000: 556).

2.5.1 Sprachsituation in Österreich

Deutsch gilt in Österreich als einzige *Staatssprache*, sechs Minderheitensprachen sowie die Österreichische Gebärdensprache sind laut Verfassung mit bestimmten Rechten anerkannt (siehe auch weiter unten „Sprachpolitik in Österreich heute“).

Allgemein wird die deutsche Sprache als *plurizentrische* Sprache bezeichnet: Es entstanden in mehreren Zentren standardsprachliche Normen, darunter in Österreich (vgl. Dammel 2022: 680; Ammon 2005: 1537). Man spricht vom österreichischen Standarddeutsch, das auf einer Ebene mit dem bundesdeutschen Standard sowie mit dem Schweizer Standard zu sehen ist (vgl. Dammel 2022: 681). Für den österreichischen Standard spezifische Elemente werden dabei als *Austriazismen* bezeichnet (im Vergleich etwa zu *Teutonismen* oder *Deutschlandismen* für bundesdeutsche Varianten der deutschen Sprache). Außerdem wird die deutsche Sprache als *pluri-areale* Sprache bezeichnet: Dies bedeutet, „dass eine Sprache in verschiedenen, auch landesgrenzenübergreifenden Arealen gesprochen wird und großräumige Varianten aufweist, ohne dass diese sich an nationale Grenzen halten oder als standardsprachlich angesehen werden müssen“ (Dammel 2022: 681). Nicht unerwähnt sollten an dieser Stelle allerdings die wachsende Mobilität der EU-Bürger:innen und der EU-Binnenmarkt sowie die Rolle der (sozialen) Medien bleiben: Durch vermehrten Austausch und grenzübergreifenden Medienkonsum könnten nationale Varietäten in der deutschen Sprachen bzw. deren getrennte Betrachtung zunehmend obsolet werden (vgl. Glauninger 2015: 12).

Diese und andere Thematiken sind Inhalt der Forschung des Sonderforschungsbereich (SFB) „Deutsch in Österreich (DiÖ)“ (siehe dazu die Homepage <https://www.dioe.at/>). Ein Team von Wissenschaftler:innen, insbesondere Linguist:innen der Universitäten Wien, Graz und Salzburg sowie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften untersucht die Sprachsituation, im Speziellen die Variation und deren subjektive Wahrnehmung in Österreich dank einer Finanzierung des Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF): „Der SFB behandelt den Gebrauch und die subjektive Wahrnehmung von deutscher Sprache in Österreich und zeigt Einflüsse durch Kontaktsprachen auf“ (DiÖ 2023). Neben Glauninger sind noch weitere Forschende zu nennen, die sich mit Themen wie Mehrsprachigkeit im Unterricht (vgl. Buchner / Elspaß / Fuchs 2022), mit Sprachvariation im urbanen Raum, zum Beispiel in Wien oder Graz (vgl. Edler 2023) oder auch mit den Einflüssen von Kontaktsprachen, zum Beispiel dem Tschechischen (vgl. Newerkla 2023), beschäftigen.

Der folgende Punkt zur Variation des Deutschen in Österreich gibt einen Einblick in die Thematik.

– Variation des Deutschen in Österreich

In diatopischer Hinsicht kann gesagt werden, dass in Österreich eine Zweiteilung vorherrscht: Im größten Teil Österreichs werden bairische Dialekte gesprochen, nur in einzelnen Gemeinden im Westen Tirols sowie in Vorarlberg spricht man alemannische Dialekte. Die bairischen Dialekte (in Österreich) lassen sich in mittelbairische und südbairische Dialekte differenzieren, wobei in Teilen Tirols sowie in ganz Kärnten und Teilen der Steiermark Südbairisch vorherrscht und in den nördlichen Bundesländern Ober- und Niederösterreich, Wien und in Teilen des Burgenlands die mittelbairischen Dialekte dominieren. In der Zone dazwischen werden südmittelbairische Dialekte gesprochen. Die größeren Städte, vor allem im Osten Österreichs, bilden dabei Ausnahmen.

Der Dialektgebrauch variiert dabei nicht nur nach arealen Gegebenheiten, sondern auch nach sozialen. Ebner (2019: 40) stellt je nach Dialektgebiet eine unterschiedliche Einstellung zum Dialekt fest: „Auch in der sozialen Staffelung ist der Dialektgebrauch sehr unterschiedlich. Neben sehr dialektnahen Gebieten mit hoher Geltung des Dialekts auch in der Öffentlichkeit (z. B. Oberösterreich) gibt es Gebiete mit starkem Dialektschwund, besonders im Umland von Großstädten.“

Sprecher:innen bewegen sich dabei in einem sogenannten „Standard-Dialekt-Kontinuum“ (Ebner 2019: 40), sie ändern ihre Sprechweise je nach Kontext und Situation. Glauninger (2012: 90) schlug diesbezüglich eine Darstellung für die Variation der deutschen Sprache in Wien vor. Diese Darstellung wird in Abbildung 4 vereinfacht übernommen (der konkrete Wien-Bezug bleibt unberücksichtigt), um so für Gesamtösterreich den Status und die Verwendung des Deutschen in seinen unterschiedlichen Ausprägungen zu veranschaulichen.

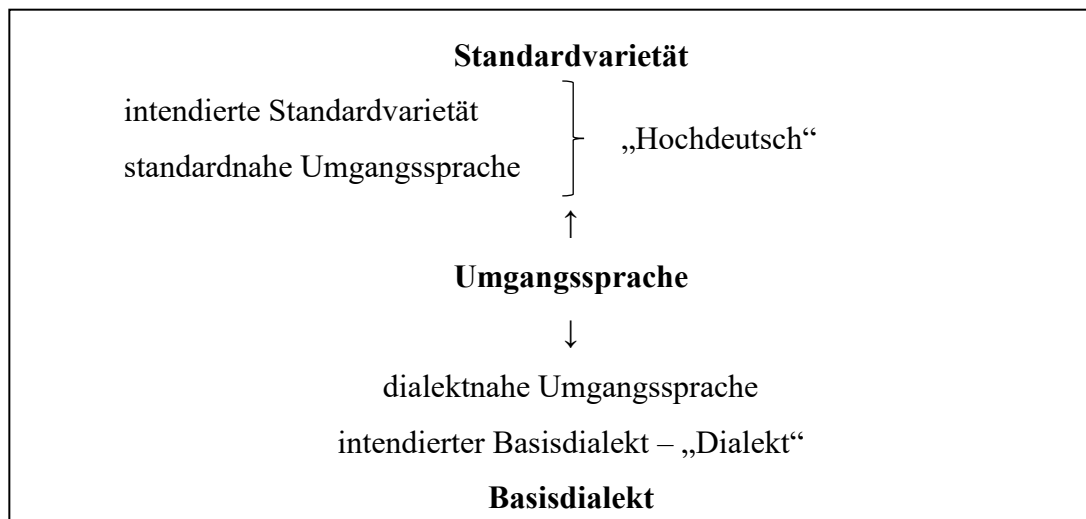


Abbildung 4: Standard-Dialekt-Kontinuum (nach Glauninger 2012: 90)

Meist drücken sich die Sprecher:innen in der Umgangssprache aus, die Extrempole des Variationsspektrums lauten Standardvarietät und Basisdialekt – deren Anwendung in „Reinform“ ist rar und bestimmten Kontexten bzw. Bevölkerungsgruppen vorbehalten (vgl. Glauninger 2012: 91). Ob die Umgangssprache eher an die Standardvarietät oder an eine Dialektform angepasst wird, hängt von den äußeren Einflüssen ab (vgl. Glauninger 2012: 91). Für die (intendierte) Standardvarietät und auch die standardnahe Umgangssprache verwenden die Menschen häufig den Begriff „Hochdeutsch“, Dialekt und dialektnahe Umgangssprache werden entweder mit „Dialekt“ oder diversen regionalen Bezeichnung benannt (vgl. Glauninger 2012: 91). Dies könnte z. B. *Wienerisch*, *Südsteierisch* oder Ähnliches sein. Der (Basis-)Dialekt wird außerdem seltener als *Mundart* bezeichnet, das Metzler Lexikon für Sprache nennt *Mundart* als Synonym von *Dialekt* (vgl. Glück / Rödel 2016: 450, *Mundart*).

Dem Standard-Dialekt-Kontinuum steht die sogenannte Diglossie gegenüber. Ebner (2019: 40) versteht darunter „eine klare Trennung zwischen Dialekt und Standardsprache je nach Handlungssituation, wie sie in der Schweiz und in geringerem Maß in Westösterreich, bes. Vorarlberg, besteht“.

In der Schnittmenge der diatopischen und diastratischen Variation kann auch die von Ebner (2019: 41) geschilderte „Standardverweigerung“ in ländlichen Gebieten betrachtet werden. Diese Extremform, die laut dem Linguisten „auch in den Schulen und teils sogar in Universitäten zu Problemen in der sachlichen Diskussion und im Umgang mit Ausländern, die Deutsch als Fremdsprache gelernt haben“ (Ebner 2019: 41) führt, scheint etwas zu oberflächlich formuliert. Der sozioökonomische Hintergrund, der Schulabschluss sowie das Alter und damit oft einhergehend das Benützen von (sozialen) Medien beeinflussen die Sprachverwendung und

-einstellungen heutzutage auch am Land erheblich. Inwiefern eine Standardverweigerung bis an die Hochschulen zu konstatieren ist, führt der Autor nicht weiter aus.

Gleichzeitig beobachtet Ebner aber eine Durchmischung des österreichischen Standards mit dialektalen Begriffen in den Medien:

Mit dem Infragestellen von Normen in der Gesellschaft und der neuen Aufwertung der Dialekte in Kultur und Medien seit den 1970er-Jahren wird auch in Österreich die Standardsprache stark dialektal durchsetzt. Österreichische Film- und Fernsehproduktionen verwenden zunehmend Dialekt. (Ebner 2019: 41).

Diese Beobachtung mag insofern ihre Berechtigung haben, als die österreichische Filmlandschaft subjektiv bewertet tatsächlich eine zunehmend höhere Dichte an dialektalen Varianten verwendet. Gleichzeitig sollte aber nicht vergessen werden, dass der bundesdeutsche Markt deutlich größer und einflussreicher ist und dementsprechend viele bundesdeutsche Filme (im Original oder synchronisiert) auch in Österreich ausgestrahlt werden – durch das Internet und *Streaming*-Dienste steigt das Angebot wohl auch weiterhin.

Über die sozialen Netzwerke verbreiten sich aber heute nicht nur bundesdeutsche Begriffe deutlich leichter, sondern auch fremdsprachliche Ausdrücke durchziehen die *Accounts* von österreichischen Benutzer:innen. Vor allem in Bezug auf jugendliche Sprecher:innen werden anglophone und arabische Einflüsse oft diskutiert und in regelmäßigen Abständen von den Medien aufgegriffen. In dem Zusammenhang wird auch immer wieder die Gefahr des Aussterbens des „Österreichischen“ diskutiert (vgl. ORF 2023, 26. September).

Abschließend sollten noch die Unterschiede zwischen mündlichem und schriftlichem Deutsch, die sogenannte diamesische Variation, Erwähnung finden. Bei Dammel (2022) findet sich diesbezüglich (bezogen auf den gesamten deutschen Sprachraum) folgende Information:

Die Schriftsprache ist bedingt durch ihre Entstehung, Materialität und Gebrauchsdomänen rigider standardisiert als die Mündlichkeit, die flüchtiger ist, andere Verarbeitungsbedingungen mit sich bringt und häufig dank einer geteilten Gesprächssituation und Interaktionsgeschichte der Beteiligten weniger explizit sein muss. (Dammel 2022: 688).

Während also in mündlichen Sprachkontexten meist andere, lockerere Regeln gültig werden, ist die Schriftsprache strenger geregelt. Als Besonderheit muss seit einigen Dezennien die digitale Kommunikation, u. a. in den sozialen Medien, berücksichtigt werden: mündliche Elemente sind dabei in der „informellen medialen Schriftlichkeit hinzugekommen“ (Dammel 2022: 689). Man spricht von der *geschriebenen Mündlichkeit*.

– Historische Entwicklungen

Die Sprache galt in Österreich vor dem 18. Jahrhundert als nicht wesentliches Element für die Definition des Staates, Deutsch als Schriftsprache unterlag keiner Regelung, der Anteil der

Analphabet:innen war sehr hoch (vgl. Wiesinger 2000: 527). Hinzukommt, dass die Habsburgermonarchie aus vielen Nationen bestand, Deutsch war im Reich nur eine von vielen Nationalsprachen. Am Wiener Hof war es üblich, Französisch oder Wiener Dialekt zu sprechen – der deutschen Schriftsprache wurde eine geringere Wertigkeit zugesprochen als dem Erlernen von Fremdsprachen (vgl. Wiesinger 2000: 528). Es war Maria Theresia, die zwei wesentliche Initiativen für die Verbreitung einer deutschen Schriftsprache setzte: Erstens holte sie Mitte des 18. Jahrhunderts den Deutschen Johann Christoph Gottsched nach Wien, dieser sollte an der Theresianischen Akademie Deutsch lehren, und ordnete das Verfassen einer deutschen Schulgrammatik an (vgl. Wiesinger 2000: 529). Zweitens führte Maria Theresia im Jahr 1774 die Schulpflicht ein, das „Gott’schedsche Deutsch“ wurde als Standarddeutsch fixiert (vgl. Ebner 2019: 25). Wiesinger (2000) betont jedoch, dass die von Maria Theresia angeregte Sprachreform nicht „mit nationalen Bestrebungen“ (Wiesinger 2000: 530) verbunden war, vielmehr „sollte [sie] der politischen Stärkung gegenüber dem preußischen Nachbarn und Gegner dienen“ (Wiesinger 2000: 530). Nach und nach ersetzte Deutsch Latein als Gelehrten- und Kirchensprache (vgl. Wiesinger 2000: 532). Gleichzeitig setzte sich Joseph von Sonnenfels mit der *Deutschen Gesellschaft* in Wien für eine umfangreichere „Förderung der nun allgemein werdenden deutschen Schriftsprache“ (Wiesinger 2000: 529) ein, die Verwaltungssprache sollte so standardisiert werden, „dass sie überall im Vielvölkerstaat einheitlich verwendet werden konnte“ (Ebner 2019: 25).

In dieser Zeit wurden die ersten Wörter- und Grammatikbücher herausgegeben: 1794 entstand eine erste Schulgrammatik nach Adelung, größere Auflagen mit Breitenwirkung erschienen zu Beginn des 19. Jahrhunderts (vgl. Wiesinger 2000: 533). Diese Werke wurden unter starkem ostmittel- und norddeutschem Einfluss erstellt, österreichischen Kritiker:innen missfiel, dass österreichische Formen darin keinen Eingang fanden; in der Literatur wurde diese Kritik teils in Parodien aufgegriffen (etwa von Johann Nestroy), teils bedienten sich die Autor:innen in ihren Dichtungen vermehrt der Mundart (vgl. Wiesinger 2000: 534).

Als 1806 das Heilige Römische Reich aufgelöst wurde, nachdem Kaiser Franz I. sich schon davor zum Kaiser von Österreich ernannte, hoffte man vergeblich, dass sich „im neuen österreichischen Kaiserreich auch über die Länder und Sprachen hinweg [...] ein österreichisches Nationalbewußtsein bilden würde“ (Wiesinger 2000: 535). Die Sprachenfrage sollte auch im Anschluss die (geo-)politischen Diskussionen stark beeinflussen: Nach der Auflösung des Deutschen Bundes 1866/67 und der fortan bestehenden Eigenständigkeit des Habsburgerreichs war der Anteil der Deutschsprachigen darin nur mehr ein geringer, das Reich erstreckte sich weit nach Osten, in den Kronländern war Deutsch nicht die erste erlernte Sprache. „[Damit] trat

auch die sprachliche Eigenständigkeit ins Bewußtsein und [es] kam die Bezeichnung „österreichisches Hochdeutsch“ auf“ (Wiesinger 2000: 539 [Hervorhebungen im Original]). In Folge waren zwar Bestrebungen zur Stärkung eines österreichischen Deutsch vorhanden, etwa in Form von Wortlisten mit Austriazismen oder einer Lautlehre für Österreich, jedoch war die Ausrichtung nach Preußen bzw. ins Deutsche Reich politisch und sprachlich weiterhin dominant (vgl. Wiesinger 2000: 538–541). Die Situation lässt sich folgendermaßen zusammenfassen:

Es waren also die politischen und nationalen Entwicklungen in der Monarchie, die die Deutschösterreicher immer stärker in die Nähe des Deutschen Reiches trieben und die die ansatzhaften Erkenntnisse eines österreichischen Deutsch nicht wirklich wirksam werden ließen. (Wiesinger 2000: 541).

Nach dem Ersten Weltkrieg sollte Österreich als *Republik Deutschösterreich* weiterbestehen, die Siegermächte des Ersten Weltkriegs sprachen sich jedoch bei den Friedensverhandlungen in Saint-Germain-en-Laye gegen diese Bezeichnung aus. Gleichzeitig wurde aber in der Verfassung der fortwährenden *Republik Österreich* Deutsch als Sprache Österreichs festgelegt.

Nach dem Anschluss Österreichs an Hitlers Deutsches Reich 1938 und dem Zweiten Weltkrieg drückten sich die ÖVP und die KPÖ ab 1945 sehr rasch für eine Stärkung der österreichischen Nation aus, sie legten Wert auf den Aufbau eines österreichischen National- und Kulturbewusstseins (vgl. Wiesinger 2000: 546, 548). Die Abwendung von Deutschland (und gleichzeitig die Darstellung als erstes Opfer des nationalsozialistischen Deutschlands) spiegelte sich auch in der Umbenennung des Schulfachs Deutsch wider: Der amtierende ÖVP-Unterrichtsminister Felix Hurdes ordnete an,

auf Grund der nationalsozialistischen Vergangenheit, 1945 das muttersprachliche Schulfach in „Unterrichtssprache“ umzubenennen, was dann 1952 zu „Deutscher Unterrichtssprache“ gelockert und schließlich 1955 zugunsten der traditionellen Bezeichnung „Deutsch“ gänzlich rückgängig gemacht wurde. (Wiesinger 2000: 549 [Hervorhebungen im Original]).

Unterdessen wurde auch die Erstellung eines *Österreichischen Wörterbuchs* – eine Maßnahme aus dem Bereich der Korpusplanung – angeordnet, seine erste Ausgabe erschien schließlich 1951 und enthielt die „allgemein schriftsprachlich anerkannten Austriazismen und mit entsprechender soziostilistischer Markierung auch gehoben-umgangssprachliche Ausdrücke“ (Wiesinger 2000: 549). Aktuell ist es die 44. Ausgabe, die Schüler:innen in Österreich im Rahmen der jährlichen Schulbuchaktion erhalten.

Ein weiteres Wörterbuchprojekt in Österreich kann auf eine noch längere Tradition zurückblicken: Bereits 1912/13 wurde in Wien eine Wörterbuchkanzlei eröffnet, die es sich zum Ziel setzte, in einer Kooperation der Akademien der Wissenschaften in Bayern und Österreich, ein gemeinsames Wörterbuch des gesamtbairischen Dialektraums zu schaffen: Mittels Fragebögen

sollten die in den deutschsprachigen Gebieten verbreiteten Varianten des Bairischen in der Bevölkerung (v. a. bei Gewährspersonen aus dem Bauernstand) erhoben werden (vgl. ÖAW 2023). Trotz tiefer Einschnitte in die Wörterbucharbeit⁶ konnte die Arbeit fortgesetzt werden; ab 1954 nur mehr für den österreichischen Teil der ehemaligen Monarchie sowie für Südtirol (vgl. ÖAW 2023). 1963 erfolgte die erste Lieferung des Wörterbuchs, Erhebungen der Sammler:innen konnten bis in die 1990er-Jahre durchgeführt werden (vgl. ÖAW 2023). Heute besteht das Wörterbuch in digitaler Form weiter, es wird nach wie vor von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften mit Sitz in Wien betreut (vgl. ÖAW 2023).

– Sprachpolitik in Österreich heute

Die aktuell gültige Verfassung basierend auf der Verfassung der Ersten Republik trat 1945 bei der Errichtung der Zweiten Österreichischen Republik in Kraft. In Artikel 8 ist heute nicht nur Deutsch als *Staatssprache* vermerkt, sondern es wird auch ausdrücklich auf die Minderheitensprachen und die österreichische Gebärdensprache hingewiesen:

Artikel 8.

(1) Die deutsche Sprache ist, unbeschadet der den sprachlichen Minderheiten bundesgesetzlich eingeräumten Rechte, die Staatssprache der Republik.

(2) Die Republik (Bund, Länder und Gemeinden) bekennt sich zu ihrer gewachsenen sprachlichen und kulturellen Vielfalt, die in den autochthonen Volksgruppen zum Ausdruck kommt. Sprache und Kultur, Bestand und Erhaltung dieser Volksgruppen sind zu achten, zu sichern und zu fördern.

(3) Die Österreichische Gebärdensprache ist als eigenständige Sprache anerkannt. Das Nähere bestimmen die Gesetze. (Republik Österreich 2023, Artikel 8).

Dabei ist anzumerken, dass Paragraph 2 und 3, als Elemente der Statusplanung, erst später ergänzt wurden, seit 2005 mit der Ergänzung der Gebärdensprache ist der Artikel nun gültig. Aktuell werden sechs Volksgruppen in Österreich offiziell anerkannt, es handelt sich um die kroatische, ungarische, slowenische, slowakische und tschechische Volksgruppe sowie um die Volksgruppe der Roma.

Im Jahr 2001 ratifizierte Österreich außerdem die *Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen* – ein multilaterales Abkommen des Europarats zum Schutz der Minderheiten und damit verbunden der Regional- und Minderheitensprache am europäischen Kontinent, dessen Umsetzung den unterzeichnenden Mitgliedsstaaten obliegt – und verpflichtete sich über die Bundesverfassung hinaus zum Schutz der genannten Volksgruppen und ihrer Sprachen (vgl. Bundeskanzleramt 2023).

⁶ Der Kriegseinsatz der Mitarbeiter:innen und die gekürzten finanziellen Mittel seien hier als Hauptgründe genannt. Gleichzeitig sollte an dieser Stelle auf die nationalsozialistische Gesinnung von einem Teil der seinerzeitigen Leitung und Mitarbeiter:innen der Wörterbuchkanzlei hingewiesen werden.

Ein (sprachen)politisches Ereignis, das in diesem Zusammenhang in den letzten Dezennien sehr starke mediale und gesamtgesellschaftliche Aufmerksamkeit auf sich zog, war der „Orts-
tafelstreit“ in Kärnten (vgl. Die Presse 2011, 27. April): Laut der österreichischen Verfassung verfügen die anerkannten Volksgruppen seit 1955 über ein Recht auf zweisprachige Ortstafeln in ihren Gemeinden, so auch die slowenische Volksgruppe in Kärnten. Bereits in den 1970er-Jahren kam es dabei zu ersten Konflikten, im Jahr 2000 gab es unter dem damaligen FPÖ-Landeshauptmann Jörg Haider erneut Debatten, da die slowenischsprachige Bevölkerung den Anteil an slowenischsprachigen Personen, der für eine zweisprachige Ortstafel nötig ist (25 %), als zu hoch empfand. Der Landeshauptmann lehnte eine entsprechende Änderung aber ab, ein jahrelanger Streit auf Landes- und Bundesebene sowie vor dem Verfassungsgerichtshof war die Folge, bevor man sich im Jahr 2011 schließlich auf eine Herabsetzung der Hürde auf 17,5 % einigte und eine genaue Anzahl an zweisprachigen deutsch-slowenischen Ortstafeln festlegte.

Trotz der Etablierung des *Österreichischen Wörterbuchs* wurde die Frage nach einem österreichischen Deutsch bis zum EU-Beitritt Österreichs im Jahr 1995 kaum diskutiert: Damals wurden in die österreichischen Verträge einige wenige Austriaismen aufgenommen (vgl. De Cillia 2003: 25). Muhr (2003) kritisiert in dem Zusammenhang, dass das *Österreichische Wörterbuch* im Rahmen der Verhandlungen zu Österreichs Beitritt nicht „als allgemeingültige Grundlage im Verkehr zwischen der EU und Österreich“ (Muhr 2003: 200) verankert wurde und meint außerdem: „Dies hat zu einer verstärkten Übernahme der deutschländisch geprägten Terminologie in Verwaltung und Gesetzgebung geführt“ (Muhr 2003: 200). Der von ihm beobachtete bundesdeutsche Einfluss auf den österreichischen Sprachgebrauch in schriftlicher und auch mündlicher Form wird auch durch die Medien und das Verlagswesen verstärkt: Durch Kabelfernsehen, deutsche Zeitungen und Zeitschriften, die Musikindustrie sowie heute auch die sozialen Medien ist bundesdeutscher Sprachgebrauch in Österreich stark verbreitet, Teutonismen werden von den Österreicher:innen verwendet und verstanden. Viele österreichische Autor:innen veröffentlichen ihre Bücher über bundesdeutsche Verlage, die Sprache wird dabei oft an den Hauptabsatzmarkt, nämlich Deutschland, angepasst. 2021 strebte der ORF eine Erhöhung der „Quote für heimische Musik“ (Die Presse 2018, 12. Juni) an: Die nicht verpflichtende Quote sollte von den ORF-Radiosendern (Ö1, Regionalsender der Bundesländer, Ö3 und FM4) gemeinsam erreicht werden, da laut dem damaligen ORF-Generaldirektor Alexander Wrabetz „[d]as Vereinen der Kräfte [...] zum Erhalt der österreichischen Identität im digitalen Raum essenziell [sei]“ (Die Presse 2018, 12. Juni).

Eine bedeutende Rolle für die Stärkung des österreichischen Standards und die deutsche Sprache in Österreich ganz allgemein spielte der Fall des Eisernen Vorhangs. Die Grenzöffnung

und die damit verbundene neue zentrale Rolle Österreichs in Europa führte in Österreich zu einer Verstärkung der Auslandskulturpolitik und bewirkte die Gründung von Lehrstühlen für Deutsch als Fremdsprache in Österreich (vgl. De Cillia 2003: 26).

Bezüglich der Sprachpolitik in Österreich resümiert De Cillia (2003: 36), dass in Österreich eher auf Ereignisse und Herausforderungen reagiert wird, als dass aktive Sprachpolitik betrieben werde. In einer 2001 von Expert:innen verabschiedeten *Erklärung zur österreichischen Sprachenpolitik* wurde – bislang ohne Erfolg – die Schaffung eines „österreichischen Gesamtsprachenkonzepts und einer sprachenpolitischen Koordinationsstelle“ (Busch 2003: 228) gefordert.

Aktuelle sprachenpolitische Diskussionen in Österreich beziehen sich etwa auf die Deutschpflicht in Schulhöfen, mit der ÖVP und FPÖ Niederösterreich im 2023 für Schlagezeilen sorgten (vgl. ORF 2023, 21. März). Die Debatte reiht sich in ein österreichweit ständig wiederkehrendes Thema ein: die Deutschförderung in Schulen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund.

Auch das Thema der gendergerechten Sprache wird immer wieder aufgegriffen, jüngst ebenfalls von der niederösterreichischen Landesregierung, die im Sommer 2023 einen Gendererlass formulierte, der die inklusive Schreibweise für Landesbehörden stark einschränkte (vgl. Stepan 2023, 1. August).

2.5.2 Sprachsituation in Frankreich

Die monolinguale Sprachsituation in Frankreich wurde in vorliegender Arbeit bereits mehrmals angedeutet. Der linksrheinische Weg der Nationswerdung, d. h. die Nationswerdung durch eine erfolgreiche Revolution 1789, ließ Ende des 18. Jahrhunderts einen Staat entstehen, dessen Bürger:innen sich bis heute unter anderem durch die gemeinsame französische Sprache verbunden zeigen. Dennoch: Auch im Hexagon existiert eine Vielzahl an Sprachformen bzw. sogar an Regional- und Minderheitensprachen.

– Sprachliche Heterogenität in Frankreich

Kremnitz (2015: 30) unterscheidet zwischen einer *dominanten* Sprache und *dominierten* Sprachen. Neben der *dominanten Sprache* Französisch schlägt er eine Unterteilung der *dominierten Sprachen* in drei Gruppen vor: autochthone Sprachen, Sprachen der (ehemaligen) Kolonialgebiete und Sprachen der Immigration (vgl. Kremnitz 2015: 23).

Konkrete Sprecher:innenzahlen für diese drei Gruppen können nicht ermittelt werden, Kremnitz (2015: 22) beschreibt die Situation jedoch so: „Die Zahl der Sprecher der einheimischen Sprachen hat massiv abgenommen – seit Ende des Zweiten Weltkrieges vermutlich fast

überall um 80–90% – ihre institutionelle Absicherung ist besser geworden, dagegen haben sich die Zuwanderer und ihre Sprachen vervielfacht.“

Unter einheimischen Sprachen versteht Kremnitz (2015: 53) die autochthonen Sprachen, das heißt die Regionalsprachen im kontinentalen Frankreich. Er listet folgende auf: Okzitanisch, Baskisch, Katalanisch, Bretonisch, Deutsch (im Elsass und in Lothringen), Korsisch, Flämisches, Frankoprovenzalisches, Ligurisch in seinen Sprachinseln sowie die unter dem Begriff *Langues d'oïl* zusammengefassten Sprachen (vgl. Kremnitz 2015: 53) – auch wenn deren Zuordnung zu den autochthonen Sprachen als strittig gilt, da dies eigentlich regionale Varietäten des Französischen sind (vgl. Kremnitz (2015: 79). Laut Kremnitz (2015: 80) handelt es sich bei diesen *Langues d'oïl* um *primäre Dialekte* des Französischen, die vor allem im oralen Kontext Verwendung fanden bzw. finden. Als *sekundäre Dialekte* bezeichnet er die eingangs erwähnten französischen Regionalsprachen, die als „Resultate des Kontakts von Referenzsprache und lokalen Sprachformen entstanden sind, nachdem die Referenzsprache [Französisch; Anm. KJ] eine bestimmte Präsenz erzielt hat“ (Kremnitz 2015: 80). Zu den *Langues d'oïl* zählen unter anderem das Wallonische, das Pikardische, das Normannische, das Gallische, die Varietäten der Champagne, von Lothringen, des Franche-Comté, von Burgund und des Poitou-Charentes⁷ (vgl. Kremnitz 2015: 81–83).

Für Gerstenberg / Dermakar (2022: 728) zählen nur die bei Kremnitz als *primäre Dialekte* bezeichneten Varietäten des Französischen als diatopische Varietäten. Die *sekundären Dialekte* sind als „nichtfranzösische Sprachen“ (Gerstenberg / Dermakar 2022: 728) einzuordnen.

Jene Sprachformen, die nicht der Referenzsprache Französisch entsprechen, werden in Frankreich als *Patois* bezeichnet. Der *Trésor de la Langue française* definiert diese Bezeichnung als pejorativen Ausdruck für lokale, mündliche Sprachformen, die an einem Ort oder einer Gruppierung von Orten, vor allem im ländlichen Raum, Gebrauch finden (vgl. TLFi *patois*).

Jedoch sollte auch in Frankreich nicht nur die diatopische Variation berücksichtigt werden, sondern auch die diastratische Variation: Auf der sozialen Ebene kann im Französischen nach Gerstenberg / Dermakar (2022: 728–730) grob in ein *français populaire* („Volksfranzösisch“) und in eine *langue des jeunes* („französische Jugendsprache“) unterteilt werden.

Die als *français populaire* bezeichnete Varietät unterscheidet einen Sprachgebrauch nach sozialen Schichten: Dabei wird „die Verbindung von sprachlichen mit außersprachlichen Merkmalen in Bezug auf „untere“ sozioprofessionelle Gruppen genauer untersucht“ (Gerstenberg /

⁷ Es handelt sich hier nur um eine Aufzählung von Sprachen bzw. Varietäten der Regionen Frankreichs. Die Länge der Liste variiert je nach Literatur und Datum der Veröffentlichung sowie Definition von Sprache / Sprachform / primärem und sekundärem Dialekt.

Dermakar 2022: 729 [Hervorhebungen im Original]). Als Teil des *français populaire* kann heute der *Argot* bezeichnet werden: Gerstenberg / Dermakar (2022) bezeichnen ihn als „historische Varietät“ bzw. als „eine Vielzahl von *pratiques argotiques*, die genau abgegrenzten sozialen Gruppen, z. B. Berufsgruppen, eine interne, geheime Kommunikation sicherte (Gerstenberg / Dermakar 2022: 729 [Hervorhebungen im Original])“. Sprachliche Einflüsse aus Dialekten, aus den Sprachformen der Roma und Sinti, aus dem Arabischen, aus afrikanischen Sprachen sowie auch aus dem Englischen fanden Einzug in diese Varietät, die auch heute noch verwendet wird (vgl. Gerstenberg / Dermakar 2022: 729). Gerade in den *langues des cités* („Sprache der Arbeiter:innensiedlungen“) ist diese Varietät verbreitet (vgl. Gerstenberg / Dermakar 2022: 729). Gerstenberg / Dermakar (2022: 729) merken allerdings auch kritisch an, dass diese Einteilung nach sozialen Schichten stigmatisierend ist und außerdem von einer eindeutigen Definition von Varietät ausgeht.

Dieser stigmatisierten Varietät steht die Jugendsprache gegenüber, die gerade in den letzten Jahren zunehmend an Prestige gewann (vgl. Gerstenberg / Dermakar 2022: 729). Dabei überschneiden sich die Jugendsprache und *Argot* gerade in den Vororten der Großstädte Paris und Marseille (vgl. Gerstenberg / Dermakar 2022: 730). Eine der heute noch als produktiv geltenden Jugendsprachen ist der *Verlan* – das Wort leitet sich vom französischen Wort für ‚verkehrt‘ ab (*à l'envers*), bei dem die Silben vertauscht wurden (vgl. Gerstenberg / Dermakar 2022: 730). Entsprechend dem Namen dieser Jugendsprache werden auch die Silben in den entsprechenden Lexemen vertauscht, aus dem französischen Wort *merci* für ‚danke‘ wird etwa das Wort *cimer*. Weiters übt das Arabische großen Einfluss auf die französische(n) Jugendsprache(n) aus (vgl. Gerstenberg / Dermakar 2022: 730).

Wie zuvor beim Deutschen in Österreich kann auch im Französischen eine Unterscheidung je nach Anwendungssituation (diaphasische Variation) getätigt werden. Abbildung 5 soll dieses Sprachkontinuum darstellen. Dabei soll die Verwendung der französischen Bezeichnungen einerseits eine originalgetreue Darstellung ermöglichen, andererseits die Verständlichkeit der Analyse der Interviews erleichtern.

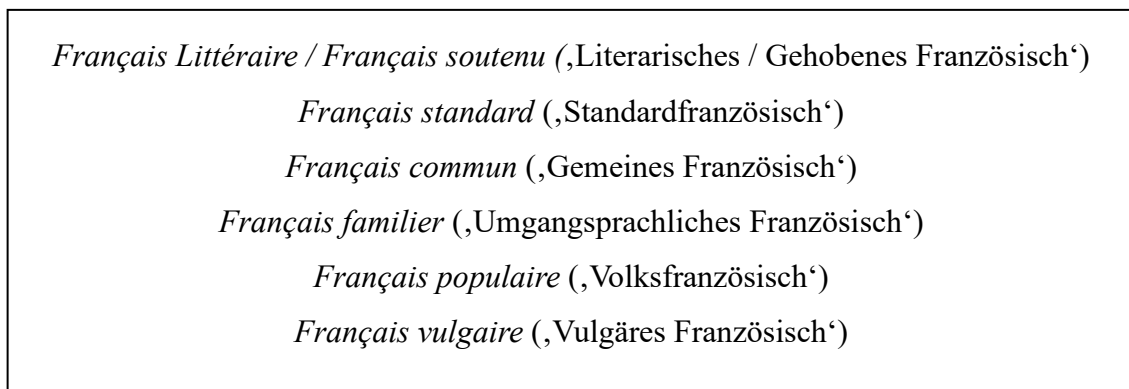


Abbildung 5: Sprachkontinuum Französisch in Frankreich (nach Gerstenberg / Dermakar 2022: 730–731)

Wie Gerstenberg / Dermakar (2022: 730–731) zeigen, sind stilistische Abstufungen im Französischen sehr gut möglich: Ein breiter Wortschatz mit feinen Bedeutungsunterschieden erlaubt eine genaue Nuancierung. Außerdem gibt es grammatikalische und phonetische Elemente, die besonders im Gehobenen und im Standardfranzösisch zum Einsatz kommen. Kurzformen, einfacher oder unvollständiger Satzbau und umgangssprachlicher Wortschatz zeichnen die „unteren“ Ebenen aus (vgl. . Gerstenberg / Dermakar 2022: 731)

Auch zwischen gesprochener und geschriebener Sprache (diamesische Variation) muss unterschieden werden. Je nachdem ob es sich um eine gesprochene oder eine geschriebene Ausdrucksform handelt und abhängig von der sozialen Nähe bzw. Distanz zwischen den Sprecher:innen entstehen unterschiedliche Realisierungen (vgl. Gerstenberg / Dermakar 2022: 731): Dialogische Kommunikation mit einer nahestehenden Person etwa sieht anders aus als eine formelle Rede im Fernsehen. Die Autorinnen weisen gleichzeitig darauf hin, dass es sich stets um ein Kontinuum handelt, da die Abgrenzung nicht immer klar ist (vgl. Gerstenberg / Dermakar 2022: 731). Als Spezifikum sollte hier noch kurz die *Computer Mediates Communication* (CMC) beschreiben werden: Laut Gerstenberg / Dermakar (2022: 732) ist sie „in einigen Kontexten sehr dicht zu finden, in anderen Bereichen ist die Sprache im Internet standardnah, fachsprachlich oder literarisch; sie bildet ein differenziertes Kontinuum von Kommunikationsformen.“ Gerade die SMS-Sprache im Französischen sollte an dieser Stelle hervorgehoben werden, zeichnet sie sich doch durch starke Verkürzungen, Syllabogramme, den Einsatz von *Verlan* etc. aus (vgl. Gerstenberg / Dermakar 2022: 732).

– Historische Entwicklungen

Huchon (2002: 53–70) beschreibt die Sprachgeschichte Frankreichs vor der Revolution folgendermaßen: Bis zum Mittelalter war Latein die im heutigen französischen Territorium verbreitete Sprache. Ab dem 9. Jahrhundert setzte sich zunehmend das Altfranzösische durch, ab dem 14.

Jahrhundert (bis zum 16. Jahrhundert) kann von einem Mittelfranzösisch gesprochen werden, da das Deklinationssystem ab diesem Zeitpunkt wegfiel. Das Altfranzösische wurde in zwei Sprachformen unterteilt: einerseits die *Langue d'oïl*⁸, im Norden des Landes gesprochen, und andererseits die *Langue d'oc*, die im Süden verbreitet war. Die Wörtchen *oïl* und *oc* stehen dabei für die Partikel ‚ja‘ im Deutschen und wurden vom Lateinischen *hoc* abgeleitet. Daneben existierte auch noch das Frankoprovenzalische, welches im inneralpinen Grenzraums der heutigen Staaten Frankreich, Italien und Schweiz zu verorten war. Die Übergangszone zwischen der Sprachzone der *Langue d'oïl* und der *Langue d'oc* trägt die metaphorische Bezeichnung *Croissant* auf Grund seiner bogenähnlichen Form. Im 12. Jahrhundert gewann zunehmend die nordfranzösische Sprache mit ihren multiplen Varianten die Oberhand. Das *Francien*, der Dialekt der Region Île de France mit dem Sitz des Königshauses in Paris, setzte sich schließlich durch und bildete die von da an gemeinsame Sprache des ‚François‘, das heutige Französisch. Die *Langue d'oc* galt als etwas homogener, es bestanden weniger Dialekte, der Einfluss des Germanischen war geringer. Einer der Dialekte dieses Sprachgebiets ist das heute noch als Regionalsprache bestehende Provençal bzw. Provenzalisch im Südosten des Landes. (Vgl. Huchon (2002: 53–70).

Kremnitz (2015: 7–10) betont, dass bis ins Hochmittelalter keine explizite Sprachpolitik von Seiten der französischen Königshäuser betrieben wurde. Ab dem 13. Jahrhundert wurden vom Königshaus erstmals französische Urkunden ausgestellt, die Erfindung des Buchdrucks kann als Motor für erste sprachpolitische Maßnahmen gesehen werden (vgl. Kremnitz 2015: 9). Gerade im 14. und 15. Jahrhundert gewann Französisch an literarischem Prestige (vgl. Sibille 2000: 14). Im Jahr 1539 wurde die *Ordonnance de Villers-Cotterêts* – eine Verfügung benannt nach einem Ort im Nordosten von Paris – beschlossen. Sie besagt, dass Texte von nun an nur mehr in der französischen Muttersprache abgefasst werden. Kremnitz (2015: 9) merkt dabei an: „Allerdings sind sich nicht alle Interpreten darüber einig, ob mit *langage maternel françois* [französische Muttersprache; Übersetzung KJ]⁹ nur das Französische gemeint ist, oder ob sich darunter alle galloromanischen Varietäten verstehen lassen.“ Es kann allerdings festgestellt werden, dass sich nach einer gewissen Übergangsphase Französisch eindeutig durchsetzte. Sibille (2000: 14) beschreibt das Französische klar als Sprache der Monarchie: Es wurde von Beginn als wichtiges Mittel zur politischen Hegemonie und zur Affirmation der Macht eingesetzt.

⁸ Der Begriff wurde bereits einführend verwendet, um die sekundären Dialekte Frankreichs zu beschreiben. Die Sprachformen und ihre Bezeichnungen sowie die territoriale Zuordnung decken sich größtenteils. Die unterschiedliche zeitliche Einordnung sollte bei der Begriffsverwendung allerdings berücksichtigt werden.

⁹ Übersetzungen von einzelnen französischen Begriffen sowie französische Aussagen der Probandinnen werden von nun an im Text mittels eckiger Klammern dargestellt.

Nach erwähnter Verfügung wurden viele der anderssprachigen Territorien vom Königshaus in Besitz genommen und ab dem 16. Jahrhundert auch durch Kolonisation erworben. Die Annexion und die durchgesetzte Sprachpolitik variierten dabei je nach Gebiet, im Elsass herrschte weniger Rigorosität in der Durchsetzung als etwa in den katalonischen Sprachgebieten in den Pyrenäen (vgl. Kremnitz 2015: 12–13).

Kremnitz (2015: 12) beschreibt die Periode der französischen Königshäuser als sprachpolitisch relativ ineffizienten Zeitraum. Die Gründung der *Académie française* in den Jahren 1634/35 hatte zwar genau die Förderung der französischen Sprache zum Ziel, jedoch benötigten ihre Initiativen, darunter auch das Wörterbuch, eine bestimmte Anlaufzeit (vgl. Kremnitz 2015: 12). Erst in der Zeit der *Lumières*, der Aufklärung, gelang eine orthografische Reform, die Bildungspolitik bekam einen höheren Stellenwert und damit verbunden wurde Französisch zumindest für höhere Gesellschaftsschichten nach Lehrplänen unterrichtet (vgl. Kremnitz 2015: 12–13). Französisch wurde zu einer „Herrschaftssprache“ und als „Tor zum sozialen Aufstieg gesehen“ (Kremnitz: 2015: 13).

Aus heutiger Sicht wird die Französische Revolution im Jahr 1789 als der große Wendepunkt der französischen Sprachgeschichte betrachtet. Auf linguistischer Ebene ist das nur in geringem Maße wahr, auf sprachpolitischer Ebene sind aber tatsächlich große Veränderungen zu beobachten:

Weitaus wesentlicher ist der ideologische und sprachenpolitische Wandel: die Revolutionäre sind sich rasch darüber im Klaren, dass die Kommunikation in beide Richtungen, von den Herrschenden zu den Beherrschten und umgekehrt, für den Erfolg der Revolution von entscheidender Bedeutung ist, mit anderen Worten, dass Kommunikation und Sprache zum Objekt von Politik werden müssen. (Kremnitz 2015: 15).

Die Informationen über die Sprecherzahlen der Nationalsprache damals sind rar. Ein Bericht des französischen Pfarrers und Abgeordneten Grégoire beschreibt, dass die Regionalsprachen vor allem in den ländlichen Regionen noch stark verbreitet waren, dass nur ein kleiner Anteil der Bevölkerung das Französische richtig schreiben konnte (vgl. Kremnitz 2015: 15). Die daraus folgenden Konflikte beschreibt Kremnitz (2015: 16) folgendermaßen: „Man könnte von einer Auseinandersetzung zwischen zwei sprachenpolitischen Linien sprechen: die eine möchte für die allmähliche Ausbreitung des Französischen werben, die andere alle anderen Sprachen zum Verschwinden bringen.“ Französisch war Sprache der Revolution, die Vorherrschaft wird auch in den folgenden Jahrzehnten weiter propagiert und vorangetrieben, auch wenn nicht alle Herrschenden mit der gleichen Euphorie daran arbeiteten, wie das während der Schreckensherrschaft (*La Terreur*) am Ende des 18. Jahrhunderts der Fall war (vgl. Kremnitz 2015: 16).

Während in der deutschsprachigen Tradition nach Herder die „sprachliche und kulturelle Gemeinsamkeit“ (Kremnitz 2015: 28) im Vordergrund standen, wurde dieses Konzept in Frankreich durch die politische Dimension verstärkt: „[D]as Bekenntnis zur französischen Nation [wird] an die Anerkennung und den Gebrauch der französischen Sprache [ge]knüpft“ (Kremnitz 2015: 28).

Ein wesentliches Element im Vorantreiben des Monopolcharakters der Staatssprache Französisch liegt in der Schulbildung, erst 1881/82 wurde diese durch die *lois Jules Ferry* verpflichtend eingeführt. Französisch sollte von da an die verpflichtende Unterrichtssprache sein. Auf die Sonderstellung des Elsass und von Lothringen sei nur kurz hingewiesen: Dort wurde länger auf Deutsch unterrichtet bzw. wechselten diese Gebiete mehrmals ihre Staatszugehörigkeit.

Bis nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Regionalsprachen immer weiter zurückgedrängt, die Zahl ihrer Sprecher:innen nahm stetig ab (vgl. Kremnitz 2015: 18). Im Jahr 1951 wurde schließlich die *loi Deixonne* beschlossen – ein Gesetz, das den freiwilligen Unterricht einer bestimmten Anzahl an Regionalsprachen erlauben sollte, darunter fallen (nach Adaptierungen in den Folgejahren): Baskisch, Bretonisch, Katalanisch, Okzitanisch, Korsisch (vgl. Kremnitz 2015: 18). Sibille (2000) kommentiert dieses Gesetz sarkastisch: „[C]e qui ne veut pas dire qu’il soit *organisé*, ni même *encouragé*“ (Sibille 2000: 19 [Hervorhebungen im Original])¹⁰. Der Einwand lässt erkennen, wie gering der Unterricht in den Regionalsprachen noch zur Jahrtausendwende ausfiel.

Im Gegenzug erfolgten 1975 die *loi Bas-Lauriol* und als Ersatz dafür 1994 die *loi Toubon*, die „versuch[t]en, mit mäßigem Erfolg, die Position des Französischen zu festigen und eine konsequente Franzisierungspolitik für Fremdwörter in die Wege zu leiten“ (Kremnitz 2015: 18). Das Gesetz von 1975 etwa legte die Privilegierung von französischen anstatt englischen Bezeichnungen in Medien und Handel fest, die Franzisierungspolitik wird noch heute stark von der *Académie française* vorangetrieben (vgl. Académie française 2023).

– Sprachpolitik in Frankreich heute

Trotz vorherrschender starker Korpusplanung war die sprachliche Vormachtstellung des Französischen bis 1992 nicht in der Verfassung verankert. Erst in jenem Jahr wurde der Artikel 2 der *Constitution* verändert: „La langue de la République est le français.“¹¹ (République

¹⁰ „Was nicht heißen soll, dass diese [die Umsetzung] organisiert wurde oder dass die Akteur:innen dazu ermächtigt wurden.“ (Übersetzung KJ).

¹¹ „Die Sprache der Republik ist Französisch.“ (Übersetzung KJ).

française). Französisch war also von da an gesetzlich als Sprache der Republik verankert, die Regionalsprachen fanden zu dem Zeitpunkt noch keine Erwähnung (vgl. Kremnitz 2015: 19).

Am Ende des gleichen Jahres wurde auch die *Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen* vom Europarat vorgelegt. Sie war von einigen europäischen Staaten bereits unterzeichnet worden, darunter auch Österreich. Frankreich wollte die Charta anfangs ebenfalls unterzeichnen, im Jahr 1999 vor der Ratifizierung kam jedoch Einspruch von Seiten des Staatspräsidenten Jacques Chirac und des Verfassungsgerichts, da die Charta nicht mit der französischen Verfassung kompatibel sei (vgl. Kremnitz 2015: 19–20). Eine Unterzeichnung fand bis heute nicht statt.

In Zusammenhang mit der Charta wurde die sogenannte *liste Cerquiglini* erstellt, die eine Übersicht über die für Frankreich relevanten Regional- und Minderheitensprachen geben sollte. Es handelt sich um ein Dokument, das laut Kremnitz (2015: 20–21) nicht ganz kohärent ist, da der Autor Bernard Cerquiglini eine sehr breite Definition von Sprache anwendete, um eine umfangreiche Liste mit den *langues de France* – so der offizielle Name der Liste – zu erstellen. Infolgedessen zählt der Autor darin 75 Sprachen auf, dabei sämtliche Regional- und Minderheitensprachen des Hexagons sowie auch der Überseegebiete. Kremnitz (2015: 21) äußert sich folgendermaßen zu der Liste:

Die Wirkung der Liste ist trotz der Nicht-Unterzeichnung der Charta beträchtlich: fortan haben die Verteidiger der sprachlichen Vielfalt Frankreichs ein mehr oder weniger offizielles Dokument, auf das sie sich stützen können. Auf der anderen Seite ist die Liste für manchen Politiker ein ziemlicher Schlag. Auf alle Fälle: Die Sprachenfrage ist von nun auf der politischen Tagesordnung. Paradox dabei ist, dass von den Zahlen her die Sprachen der Zuwanderer und der Überseedepartements eine weitaus gewichtiger Rolle spielen als die autochthonen Minderheiten, deren Sprecherzahlen im 20. Jahrhundert wie Schnee in der Sonne geschmolzen sind. (Kremnitz 2015: 21).

Auch Sibille (2000) zeigt sich kritisch in Bezug auf die politischen und ideologischen Herausforderungen für die französischen Regionalsprachen vor dem damaligen Hintergrund der nicht erfolgten Ratifizierung der Charta. Er argumentiert in seiner Übersicht über die französischen Regionalsprachen, dass die Charta die geschichtliche, ethnische und soziale Vergangenheit nicht ausreichend berücksichtigen würde, und betont, dass Frankreich eben nicht ein einsprachiger und kulturell homogener Staat sei (vgl. Sibille 2000: 4). In einem Essai plädiert er außerdem klar für eine Aufwertung der Regionalsprachen: „Il est temps que la République des citoyens abstraits devienne une République respectueuse de l’individu citoyen dans tout ce qui fait sa spécificité, notamment sa culture, sa langue, son *désir de langue*“¹² (Sibille 2002: 108

¹² „Es ist an der Zeit, dass die Republik der abstrakten Bürger zu einer Republik wird, die das Individuum in all seinen spezifischen Besonderheiten respektiert, vor allem seine Kultur, seine Sprache, sein Verlangen nach Sprache.“ (Übersetzung KJ).

[Hervorhebungen im Original]). Damit suggeriert der Autor, dass alle Bürger:innen Frankreichs ein individuelles Bedürfnis nach ihrer Sprache hätten, die dem Zitat zufolge von der Nationalsprache abweicht.

Politisch waren die Forderungen nach einer einheitlichen Sprache im Staat von der Revolution an vor allem bei den Linken zu verorten, die Konservativen unterstützten eher Forderungen zum Schutz der Minderheitensprachen – ein Bild, das sich in der Nachkriegszeit und vor allem ab den 1970er-Jahren ändern sollte (vgl. Kremnitz 2015: 19). Die folgende Aussage des französischen Staatspräsidenten und Gaullisten George Pompidou 1972 legt davon Zeugnis ab: „There is no place for regional languages in a France which is destined to play a fundamental role in Europe“ (Spolsky 2004: 66). Laut Kremnitz (2015: 19) sind es in den Folgejahren vor allem die Konservativen, die sich für eine starke Rolle des Französischen stark machen; auch wenn es Ausnahmen und unterschiedliche Meinungen in allen politischen Lagern gibt.

Neuere, gesetzliche Entwicklungen räumen den französischen Regionalsprachen die Position als *Patrimoine* ein. 2008 wurden sie per Gesetz zum „Erbe“ Frankreichs, 2021 schließlich zum Teil des „patrimoine linguistique de la France“¹³ ernannt (Vie publique 2022). Dies hat vor allem Auswirkungen auf den Unterricht der Regionalsprachen im Pflichtschulbereich, wo fortan den Schüler:innen ein besserer Zugang zu Regionalsprachen ermöglicht werden soll.

In den Medien wird die Verwendung der Regionalsprachen laut Marten (2016: 182) akzeptiert, betroffene Medienunternehmen bekommen aber wenig finanzielle Unterstützung von Seiten des Staats.

Für die Wahrung, Entwicklung und Verbreitung der französischen Sprache und der sprachlichen Vielfalt besteht eine interministerielle Institution, ins Deutsche zu übersetzen als *Generaldirektion für die französische Sprache und die Sprachen Frankreichs*. Marten (2016: 179) sieht darin „Ansätze einer Statusplanungspolitik für andere Sprachen“. Historisch übernahm die Aufgabe der Sprachwahrung die *Académie française*. Sie kann weiterhin als Hüterin der französischen Sprachpolitik betrachtet werden, auch wenn ihre Entscheidungen heute keinen rechtlich verpflichtenden Charakter mehr haben, sondern lediglich als Empfehlung gelten: Ihre vierzig Mitglieder, die sogenannten *Immortels*¹⁴, bestehend aus Wissenschaftler:innen und Literatur:innen des frankophonen Raums, tagen wöchentlich in Paris. Sie beraten sich zu Sprachfragen, treten für eine „reine“ Sprache ein, die große Sprachgewandtheit erlaubt und in Kunst und Wissenschaft anwendbar ist; außerdem vergeben sie Stipendien und Preise (vgl. Académie française 2023). Seit ihren Anfangsjahren zählt die Herausgabe eines Wörterbuchs als ihre

¹³ „sprachliches Erbe Frankreichs“ (Übersetzung KJ).

¹⁴ Wörtlich übersetzt bedeutet dies ‚die Unsterblichen‘.

Hauptaufgabe, aktuell arbeiten die *Immortels* an der 9. Ausgabe, welche u. a. digital erscheint. Der angestrebte Sprachpurismus sowie die Forderung einer Beibehaltung der traditionellen Formen werden auch im Themenfeld der gendergerechten Sprache deutlich: Die Sprache würde demzufolge zerteilt, Verständlichkeit und Klarheit zu stark unter einer inklusiven Schreibweise leiden, Intonation und Orthografie wären unklar, Lehrende sowie Lesende wären mit Schwierigkeiten konfrontiert (vgl. Académie française 2017). Das weiter oben erwähnte Beispiel des Bildungsministers untermauert die Einschätzung der *Académie*.

Tadel an der ehrwürdigen Institution gibt es allerdings von vielen Seiten: die elitistische Auswahl der Mitglieder, ihre nicht dem Geist der Zeit entsprechende Argumentation, ihre interne Homogenität stehen dabei im Mittelpunkt der Kritik (vgl. Ropert 2017, 1. November). Ein Kollektiv von Linguist:innen des frankophonen Raums (*Les linguistes atterrées*) äußerte sich im Frühjahr 2023 sehr kritisch zur *Académie française*, zur Sprachpolitik in Frankreich und falschen medialen Behauptungen: 18 Forschende streben in dem Traktat eine Widerlegung von zehn Thesen zur französischen Sprache an (vgl. Les linguistes atterrées 2023). Dabei greifen sie unter anderem die Aussagen von Politiker:innen oder der *Académie française* bzw. von Mitgliedern derselben auf und streben eine Widerlegung von deren Thesen durch die Ausführung von Gegenargumenten an (vgl. Les linguistes atterrées 2023).

Die Stigmatisierung von sprachlichen Ausdrucksformen und die Ausgrenzung von Personen oder ganzen sozialen Gruppen auf Basis des Sprachgebrauchs – die sprachliche Diskriminierung – bezeichnet Blanchet (2016: 48–49) als „glottophobie“. Dem gegenüber stellt er die „glottomanie“, d. h. die Verherrlichung des eleganten, sich durch vermeintliche Klarheit auszeichnenden französischen Standards (vgl. Blanchet 2016: 49). Der Soziolinguist kritisiert die sprachliche Vormachstellung des französischen Standards im Hexagon stark und setzt sich für mehr Akzeptanz der sprachlichen Vielfalt auf allen sozialen Ebenen in Frankreich ein. Den elitären Charakter der französischen Standardsprache hebt auch Marten hervor:

Die heutigen Regeln führen dazu, dass es nicht nur zu regelmäßigen Anzeigen durch die staatliche Sprachaufsichtsbehörde kommt, sondern auch dazu, dass sich die Diskrepanz zwischen mündlicher Sprache und Schriftsprache erhalten hat und ausgefeiltes offizielles Französisch nach wie vor ein Element von Elitenbildung ist. (Marten 2016: 179).

Inwiefern die vorliegend referierten historischen und sprachenpolitischen Aspekte des Deutschen in Österreich und des Französischen in Frankreich die subjektiven Wahrnehmungen und Einstellungen von Sprecher:innen heute prägen, sei in dem nun folgenden empirischen Teil dieser Arbeit ausgelotet.

3 Empirie

3.1 Vorstellung der Proband:innen

Für die Interviews konnten jeweils zwei Probandinnen aus Österreich und Frankreich gefunden werden. Die Probandinnen waren der Interviewerin vorher nicht bekannt, sie wurden ihr über gemeinsame Freund:innen vermittelt. Die Geschlechterverteilung – alle vier Teilnehmenden sind weiblich – ergab sich zufällig. Die österreichischen Teilnehmerinnen kommen aus der steirischen Landeshauptstadt Graz, die französischen Teilnehmerinnen aus der Stadt Aix-en-Provence, Unterpräfektur des *Départements* Bouches-du-Rhône. Beide Städte zeichnen sich durch eine ähnliche soziodemografische Struktur sowie überregionale Bedeutung im Land aus. Beide Städte sind Universitätsstädte. Im Jahr 2020 hatte Graz rund 291.00 Einwohner:innen (Statistik Austria 2022), Aix-en-Provence zählte rund 147.000 Einwohner:innen (INSEE 2023). Die im Rahmen der Interviews befragten vier Personen sind alle zwischen 18 und 25 Jahre alt (Stand: Juni 2023), in der jeweiligen Stadt aufgewachsen und haben dort heute noch ihren Lebensmittelpunkt. Sie haben jeweils Deutsch oder Französisch als einzige „Erstsprache“, sie sind nicht „mehrsprachig“ oder mit Migrationshintergrund aufgewachsen. Die Probandinnen verfügen über keine philologische Vorbildung. Tabelle 1 gibt einen Überblick über das Profil der befragten Personen. Aus Datenschutzgründen werden nicht ihre Namen genannt, sondern die Kürzel B1/B2/B3/B4.

Kürzel	Alter	Lebensmittelpunkt	Geschlecht	Beruf
B1	23 Jahre	Graz	weiblich	Physiotherapeutin
B2	22 Jahre	Hausmannstätten/ Graz	weiblich	Krankenpflegerin
B3	19 Jahre	Aix-en-Provence	weiblich	Studierende (Filmwissenschaften)
B4	18 Jahre	Aix-en-Provence	weiblich	Studierende (Politikwissenschaften)

Tabelle 1: Übersicht Probandinnen

Vorab sei kurz erwähnt, dass Probandin B2 im Interview erwähnt, dass sie etwas südlich von Graz aufgewachsen, aber in Graz in die Schule gegangen sei (vgl. Interview B2 in Kapitel 9.3). Konkret meinte sie, dass sie in Hausmannstätten, einer Nachbargemeinde von Graz (Bezirk Graz Umgebung) mit starkem Pendler:innenanteil aufgewachsen ist: Im Jahr 2019 pendelten über 84 % der Erwerbstätigen Bewohner:innen aus Hausmannstätten aus (vgl. Amt der Steiermärkischen Landesregierung 2021: 63). Die Befragte selbst pendelte ab dem Alter von 10 Jahren täglich nach Graz und besuchte dort die Schule. Die Kriterien der Proband:innenauswahl

scheinen demnach mit einer kleinen Lockerung durchaus erfüllt, eine Aufnahme des Interviews in die Analyse wirkt gerechtfertigt.

Außerdem sollte an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass Probandin B3 seit einem Jahr ein Studium in Marseille absolviert und während der Woche dort wohnt. Sie ist allerdings in Aix-en-Provence aufgewachsen und lebt nach wie vor auch in dieser Stadt, die im Übrigen nur dreißig Kilometer von Marseille entfernt liegt.

3.2 Methode des Interviews

3.2.1 Semi-strukturierte (episodische) Interviews

Misoch (2019: 13) bezeichnet das Interview als „besondere Form der Datenerhebung“, es handelt sich um eine Form der Kommunikation, die jedoch als „asymmetrisch“ zu betrachten ist: „[Sie] unterscheidet sich damit grundlegend von der Alltagskommunikation, indem dem Forschenden die Rolle des Fragenden und Zuhörenden zukommt und dem Befragten die Rolle des Erzählenden und Antwortenden“ (Misoch 2019: 13). Dabei ist dieses Ungleichgewicht den Beteiligten bewusst (vgl. Misoch 2019: 13).

Als Methode der qualitativen Sozialforschung erlauben das Interview und dessen Auswertung, „bestimmte soziale Phänomene einer tiefen und differenzierten Analyse zu unterziehen“ (Misoch 2019: 2). Der Fokus liegt dabei nicht auf einem Erkenntnisgewinn in Form von Statistiken und Auswertungen derselben, um möglichst allgemeingültige Aussagen treffen zu können – hierin unterscheidet sie sich von der quantitativen Forschung (vgl. Misoch 2019: 1). Der qualitative Ansatz bietet andere Potenziale, die Misoch (2019: 2) auch erläutert. Ein Teil dieser Vorteile der qualitativen Sozialforschung, die auch auf die vorliegende Untersuchung zutreffen, sei hier wiedergegeben:

- Phänomene sollen von „innen heraus“, aus der Sicht des Subjekts, verstanden werden;
- Subjektbezogene Forschung;
- Differenzierte Beschreibung von Inhalten und/oder Prozessen;
- Ermittlung individueller Sichtweisen, Einstellungen, Motive, Bedürfnisse usw.;
- Generierung von Hypothesen;
- Untersuchung eines bisher unbekannten Feldes bzw. Untersuchung bisher unbekannter Sachverhalte (Misoch 2019: 2 [Hervorhebungen im Original]).

Außerdem sollte hervorgehoben werden, dass die qualitative Forschung das Hauptaugenmerk auf das „Verstehen von bestimmten Merkmalen“ (Misoch 2019: 3) legt, während der quantitative Ansatz eher das „Erklären, Darstellen von Ausprägungen bestimmter Merkmale und/oder Merkmalszusammenhänge“ (Misoch 2019: 3) berücksichtigt.

Für die vorliegende Masterarbeit und mit Blick auf die Beantwortung der eingangs genannten Forschungsfragen wurde das semi-strukturierte (episodische) Interview gewählt: Dabei

erfolgt die Befragung mittels Leitfaden, der vorab entwickelt wurde und die relevanten Themen und Interessensgebiete abdeckt (vgl. Misoch 2019: 13). Die Befragten können dabei frei antworten, während der/die Interviewende die Fragen an den Gesprächsverlauf anpasst und gleichzeitig sicherstellt, dass alle Themenbereiche behandelt werden und so die Vergleichbarkeit der Erhebungen gewährleistet werden kann (vgl. Misoch 2019: 13). Misoch weist außerdem darauf hin, dass ein Interview sich „für den Befragten wie ein Gespräch anfühlen [sollte], das der Interviewer aus wachem Interesse mit dem Interviewten durchführt. Es sollte aber niemals als starre Abfolge der Fragen durchgeführt werden“ (Misoch 2019: 235).

In der episodischen Variante wird das semi-strukturierte Interview mit einer narrativen Interviewform kombiniert, was wiederum erlaubt, Auskunft über das *episodische* und über das *semantische* Wissen der Befragten zu erhalten (vgl. Misoch 2019: 57). Beide Formen des Wissens sind Teil des „deklarativen (expliziten) Gedächtnisses“ (Misoch 2019: 57). Dabei umfasst episodisches Wissen persönliche Erinnerungen an Erlebnisse: Laut Misoch ist die narrative Form des Interviews die geeignete Methode, um dieses Wissen in Erfahrung zu bringen, „da diese auf die Erzählung von Situationen abziel[t] und dem Interviewten viel Raum für selbstbezogene Narrationen [gibt]“ (Misoch 2019: 58). Dem gegenüber steht das semantische Wissen, das „inhaltlich, begriffliches Wissen betrifft“ (Misoch: 2019: 58): Es kann „als begriffsorientiert und als nicht persönlich erlebtes Wissen bezeichnet werden, das sich als Wissen zu ganz konkreten Inhalten und Themen (z. B. Faktenwissen) manifestiert“ (Misoch 2019: 58). Die Befragung nach einem klaren Frage-Antwort-Schema erlaubt Auskunft darüber zu erhalten (vgl. Misoch 2019: 58).

Basierend auf diesen methodologischen Aspekten wurde für die Interviews dieser Masterarbeit ein Leitfaden erstellt, der Fragestellungen zum *episodischen* (zum Beispiel jene Fragen, die das Standard-Dialekt-Kontinuum der Befragten in Erfahrung bringen möchten: „Gibt es für dich typische Sprecher:innen für diese Sprachformen? Gibt es Situationen oder Bereiche, in denen diese Sprachformen typischerweise verwendet werden?) und zum *semantischen* Wissen (zum Beispiel: „Verbindest du Österreich als Staat / die österreichische Nation eher mit Dialekt oder mit Hochdeutsch?“¹⁵) gleichermaßen berücksichtigt. Der Leitfaden befindet sich in seiner deutschen und französischen Ausführung im Anhang dieser Masterarbeit (Kap. 9.1).

Weiters sollte konkretisiert werden, dass die Interviews in der vorliegenden Arbeit als Text gelesen werden. Die Lesart als Text wird laut Deppermann (2013) in der Forschung vor allem aus drei wesentlichen Gründen eingesetzt: Erstens erlaubt sie Auskunft über „Ereignisse und

¹⁵ Die Bezeichnungen der Varietät(en) wurden dabei an die bereits von der Befragten erwähnten Begriffe angepasst.

Sachverhalte in der Welt“, zweitens liefert sie „Zugang zur subjektiven Sicht“ der Gewährspersonen und drittens „zu impliziten Sinnstrukturen“. Nichtsdestotrotz plädiert Deppermann (2013) für eine Lesart als Interaktion: Sie stellt die zu privilegierende Methode für diese Form der soziolinguistischen Untersuchung dar. Deppermann begründet dies folgendermaßen: „Interviews werden als Interaktionsereignisse verstanden, in welchen InterviewerInnen und Interviewte gemeinsam Sinn und Bedeutung aushandeln“ (Deppermann 2013). Demnach sollte man Interviews als „interaktiv konstruiertes, soziales Handeln [...] verstehen und entsprechend [...] analysieren“ (Deppermann 2013). In vorliegender Arbeit konnte dies aus Gründen der Eingrenzung nicht umgesetzt werden, die Auswertung der Interviews erfolgte als Text. Dabei wurde ein „einfaches Transkriptionssystem“ gewählt (Dresing / Pehl 2013: 20–25), die Transkription gibt keine nähere Auskunft über „Formulierungsprozess und Formulierungsweise“ (Deppermann: 2013). Ein Transkript, das all diese Informationen konkret wiedergibt, ist aufgrund der Limitationen einer Masterarbeit nicht möglich; es wären u. a. Videoaufzeichnungen der Interviews nötig gewesen. Es sollte jedoch abschließend noch einmal dezidiert darauf hingewiesen werden, dass jedes Interview eine Form der Interaktion darstellt.

3.2.2 Transkription

Wie bereits angedeutet, erfolgte die Transkription aller Interviews ausschließlich auf Deutsch, die französischen Interviews wurden direkt ins Deutsche übersetzt. Umgesetzt wurde ein „einfaches Transkriptionssystem“ nach Dresing / Pehl (2013: 20–25): Dies bedeutet, dass dialektale, umgangssprachliche bzw. in dem speziellen Fall auch französische Äußerungen ins Standarddeutsche übertragen wurden. Sogenannte „Wortverschleifungen“ (Dresing / Pehl 2013: 22) wurden nicht transkribiert, sondern an die Schriftsprache angenähert. Als Beispiel kann hier im Deutschen der Wegfall des *e* bei *ich schreibe*, *ich rede* etc. genannt werden. Die Syntax wurde jedoch stets beibehalten. Bei der Transkription der auf Französisch geführten Interviews war die Vorgehensweise etwas komplexer: Hier wurde versucht, einen Mittelweg zwischen wörtlicher Transkription bzw. Übersetzung und korrekter Schriftsprache zu finden. Fremdsprachliche Begriffe, deren Übersetzung einen Bedeutungsverlust bedeuten würde, wurden auf Französisch ins Transkript übernommen, eckige Klammern direkt nach den in Anführungszeichen französischen Begriffen geben die Übersetzung wieder, insofern als der Terminus nicht bereits in den theoretischen Grundlagen dieser Masterarbeit erläutert wurde oder die Probandin selbst den Begriff nicht mit anderen Worten, die in Folge übersetzt wurden, erklärt.

Die Transkripte der Interviews finden sich unter 9.3. im Anhang dieser Arbeit.

3.2.3 Durchführung

Die Interviews fanden im Sommer 2023 in Graz bzw. Aix-en-Provence statt und wurden anschließend auf Standarddeutsch gemäß Dresing / Pehl (2013: 25) transkribiert, um sie weiterführend auswerten zu können. Vor dem jeweiligen Interview wurden die Probandinnen um ihr Einverständnis für die weitere Verarbeitung der Informationen und Daten gebeten (s. Einverständniserklärung / Datenschutzmitteilung in 9.2). Die semi-strukturierten Interviews wurden nach einem zuvor erstellten Leitfaden (siehe 9.4) geführt: Die Fragen des Leitfadens wurden dabei nicht in einer bestimmten Reihenfolge gestellt, sondern situationsadäquat und gegebenenfalls an das zuvor Erwähnte adaptiert abgefragt. Die Aufnahmen wurden mit dem Smartphones durchgeführt, was eine unkomplizierte und wenig Aufmerksamkeit erregende Variante darstellte, die jedoch trotzdem ausgezeichnete Tonqualität gewährleistete. Den Aufnahmeort konnten die Befragten auswählen, wichtig war allein, dass es sich um einen geschlossenen Raum handelt, um das Risiko einer Unterbrechung wegen Störungen oder Störgeräuschen zu limitieren. Infolgedessen fanden drei der Interviews in Privatwohnungen und ein Interview an der Universität Aix-Marseille statt. Die Gespräche mit B1 und B2 fanden in deutscher Sprache statt, während die Interviewerin zwischen Umgangssprache und Dialekt variierte und die Probandinnen meist in Umgangssprache antworteten. Die Interviews in Aix-en-Provence fanden auf Französisch statt, die Interviewerin sowie B3 und B4 drückten sich in einem umgangssprachlichen Französisch aus. Die Transkription aller vier Interviews erfolgte in deutscher Sprache gemäß Dresing / Pehl (2013: 25) (s. 3.2.2).

Auch Misoch (2019: 232) beschreibt das Berücksichtigen solcher Aspekte als sehr wichtig für das Gelingen von Interviews. Sie weist außerdem darauf hin, dass keine Fremdwörter oder Fachbegriffe verwendet werden sollten, die die Probandinnen nicht kennen (vgl. Misoch 2019: 232). Im konkreten Fall bedeutete dies z. B., dass die Interviewende Bezeichnungen von Sprachenformen erst verwenden konnte, nachdem die Befragten diese „vorgegeben“ hatten.

Zur Vorbereitung der Interviews wurde je ein deutschsprachiges und ein französischsprachiges Probeinterview geführt. Es handelte sich dabei zwar aus Mangel an Proband:innen (für die Probeinterviews) nicht um Personen, die die oben genannten Kriterien erfüllten, dennoch stellten sich diese Probeinterviews als hilf- und aufschlussreich für die Befragungen der Probandinnen dar. Auf Basis der Probe des deutschsprachigen Interviews konnten Formulierungsdetails und einzelne Fragen überarbeitet werden. Bei der französischen Probefragung wurde der Interviewenden klar, dass die Fragen in deutscher Sprache für den österreichischen Kontext zugeschnitten waren, für eine französische Befragung aber eine einfache Übersetzung nicht

ausreichend war. Einzelne Fragen wurden daher leicht umformuliert und an den französischen Kontext angepasst. Als Beispiel kann hier die Frage nach der Sprachwahrnehmung im schulischen und universitären Umfeld genannt werden. Im deutschsprachigen Probeinterview wusste die Befragte sofort, was gemeint war. Der französische Befragte verstand jedoch erst nach ergänzenden Erklärungen, nach welcher Information gefragt war. Für ihn war es gar nicht einsehbar, dass in der Schule eine andere Sprachform als die Standardsprache von den Lehrenden gewählt werden könnte.

Insgesamt verliefen die Interviews zufriedenstellend, auch wenn kleinere Fehler von Seiten der Interviewenden begangen wurden. So bat sie die Probandinnen teilweise um Beispiele für ihre Ausführungen. Dies geschah primär mit dem Hintergedanken, noch weitere Informationen zu erhalten und bessere Auskunft zum Gesagten zu bekommen. Bei der Lektüre und Analyse der Transkripte ist allerdings auffällig, dass die Antworten nicht unbedingt mehr relevante Auskunft bieten, sondern eher zusätzlich Informationen liefern, die zwar die Neugierde der Interviewenden stillen mögen, aber keinen Beitrag zur Beantwortung der Forschungsfragen liefern können. Es geht hier vor allem um jene Fragen zu Namen und Beispielen im Zusammenhang mit Sprachformen bzw. -varietäten. Darauf weist auch Misoch (2019: 239–242) hin: Informationen sollten weder verschenkt werden, noch sollte man zu sehr auf Details beharren, um so die Aufmerksamkeit für das Thema aufrechtzuerhalten.

Während des ersten Interviews glitt außerdem eine Zwischenfrage in das Gespräch, die vorab nicht geplant war. Die Interviewende wollte wissen, ob Untertitel in Filmen mit hohem Dialektanteil das Verständnis der Seher:innen erhöhen könnten. Für die Vergleichbarkeit der Aussagen der Probandinnen behielt die Interviewende diese Frage auch in späteren Interviews bei. Für die Auswertung und die Beantwortung der Forschungsfragen hat die Antwort aber nur eine sekundäre Bedeutung. Im zweiten Interview gab es zwei kleine Zwischenfälle: Erstens wurde das Gespräch durch ein Läuten an der Tür unterbrochen, zweitens wurde eine Frage vergessen. Da die Interviewende den Fehler aber schon wenige Minuten später bemerkte, wurde eine kurze Zusatzaufnahme angefertigt. Beide Inzidenzen sind in der Transkription von Interview B2 (unter 9.3) vermerkt.

Wesentlich für qualitative Interviews ist laut Misoch (2019: 233) außerdem das aktive Zuhören: Darunter fallen auch Authentizität, Zeichen der Zustimmung während der Beantwortung durch die Befragten, keine Kritik und Nachfragen für das bessere Verständnis. Während der Transkription fiel der Interviewenden auf, dass sie häufig die Partikel „mhm“ verwendet hatte, um so den Befragten Sicherheit und Interesse zu versichern. Gemäß den im Folgenden geschilderten Transkriptionsregeln ist das Weglassen solcher Partikeln gestattet, wenn es die

Bedeutung des Gesagten nicht verändert (vgl. Dresing / Pehl 2013: 22). Weitere Aspekte der gekonnten Interviewführung seien an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt, sie sind jedoch bei Misoch (2019: 234–243) nachzulesen.

3.3 Methode der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse

An dieser Stelle soll nicht die Methode im Detail erläutert werden – diese ist bei Kuckartz / Rädiker (2022: 129–156) nachzulesen –, es soll allerdings kurz angeführt werden, welche Schritte durchgeführt wurden, bevor die Auswertung und Analyse der Interviews erfolgen konnten. Außerdem seien in weiterer Folge die Fallzusammenfassungen der Interviews angeführt und die Kategorienbildung erläutert.

Kuckartz / Rädiker (2022: 132) suggerieren eine Vorgangsweise in sieben Phasen, Abbildung 6 veranschaulicht diese.

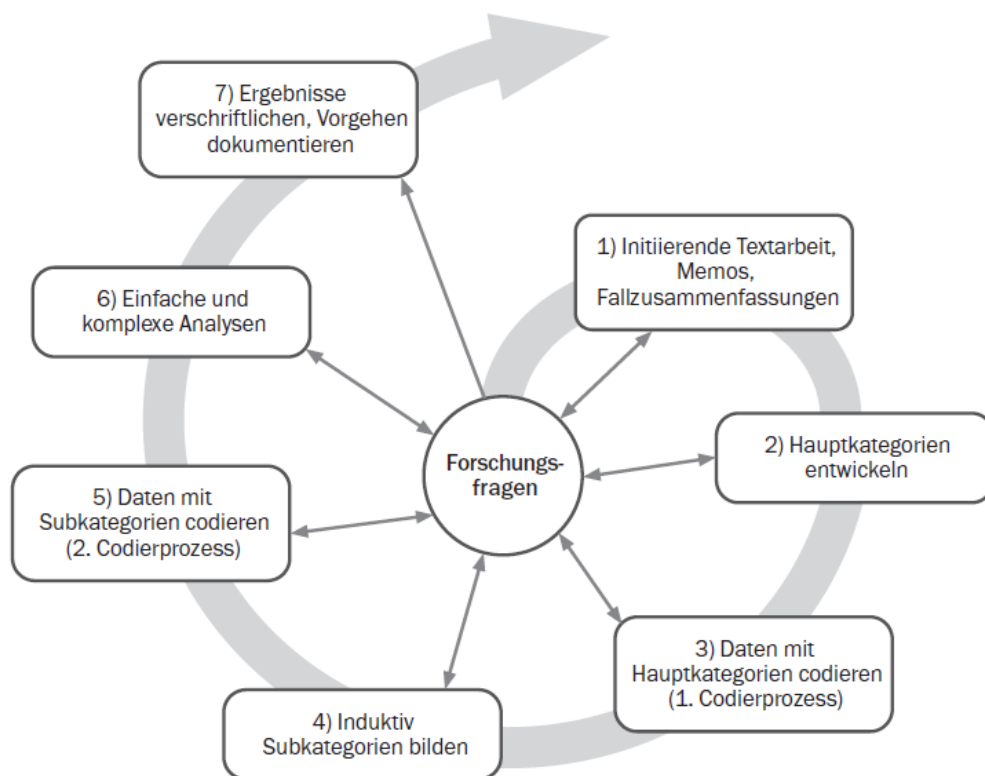


Abbildung 6: Ablauf einer inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse in sieben Phasen (Kuckartz / Rädiker 2022: 132)

Für die Transkription der Audioaufnahmen und weiters die Bearbeitung, wie sie in der Spirale dargestellt wird, wurde die Software MAXQDA (siehe dazu die Homepage <https://www.maxqda.com/de>) verwendet. Dabei wurden nach der Transkription Memos zu den

einzelnen Interviews angefertigt und Fallzusammenfassungen verschriftlicht; letztere finden sich unter 3.3.1. Anschließend wurden fünf Hauptkategorien entwickelt und in weiterer Folge die Subkategorien direkt am Text (induktiv) entworfen, Abschnitt 4 und 5 aus der Grafik verschwammen hierbei leicht. 3.3.2 gibt eine Übersicht über die Haupt- und Subkategorien. Abschließend wurden die Interviews analysiert und die Auswertungen verschriftlicht.

Die erwähnten Sprachenporträts wurden von den Probandinnen mündlich im Interview erklärt, insofern können die Aussagen darüber direkt in den Analysevorgang einfließen. Zur Komplettierung finden die Sprachenporträts auch als Scan Eingang in den Anhang dieser Arbeit. Unter 9.4 sind sie mit B1 bis B4 beschriftet, um so eine leichtere Zuordnung zu ermöglichen.

3.3.1 Fallzusammenfassungen

– B1 – Graz

Probandin B1 gibt im Sprachenporträt an, dass Deutsch, Englisch und Französisch eine zentrale Rolle in ihrem Leben spielen. Sie verortet diese Sprachen mittig im Körper, Deutsch bezeichnet sie als ihre Muttersprache. Englisch positioniert sie in der Bauchgegend, weil sie sich beim Gebrauch dieser Sprache wohlfühlt. Französisch und Russisch lernte sie in der Schule, sie zeichnet beide Sprachen ein: Russisch im rechten Arm – die Probandin ist Rechtshänderin – und begründet dies darin, dass sie im Zusammenhang mit dem Spracherwerb auch eine neue Schrift lernen musste. Französisch verortet sie auf Brusthöhe, „so Richtung Herz“ – sie verbindet mit dieser Sprache u. a. einen ersten längeren Auslandsaufenthalt in Frankreich. Die Befragte schreibt die Bezeichnungen der Sprachen auf Deutsch in die Silhouette und verwendet verschiedene Farben. Sie gibt auf Nachfrage an, dass sie bei der Farbwahl zum Teil von den Farben der Landesflaggen beeinflusst war. Sie wählt etwa Blau für Französisch oder Rot für Deutsch. Weiters fügt die Probandin Tschechisch sowie mehrere afrikanische Sprachen ein – dies hängt mit Auslandsaufenthalten von B1 zusammen. Auf Nachfrage führt die Probandin an, dass der (deutsche) Dialekt angeführt werden sollte und sie auch überlegte, diesen einzuzeichnen – selbst bezeichnet sie sich allerdings nicht als Dialektsprecherin. Später ergänzt die Befragte außerdem noch die nonverbale Kommunikation in ihrem Sprachenporträt. Überdies erklärt sie, dass es für sie ein österreichisches Deutsch gibt, sie erzählt von sprachlichen Unterschieden zum Bundesdeutschen und konstatiert Unterschiede zwischen den österreichischen Dialekten, ausgeführt am Beispiel von Varietäten Vorarlbergs und Tirols.

Dialektsprecher:innen verortet die Befragte eher außerhalb der Städte bzw. im konkreten Fall außerhalb von Graz. „Hochdeutsch“ verbindet sie mit urbanen Kulturinstitutionen sowie mit dem Fernsehen (einzelne österreichische Filme ausgenommen). Auch in Nachrichtensendungen

erwartet sie sich, dass die Sprecher:innen die „Schriftsprache“ verwenden. Leichter Akzent wäre in Ordnung, eine klare Sprache mit guter Artikulation scheint ihr aber wichtig zu sein.

B1 gefällt es, dass der Dialekt auch in Filmen gesprochen wird. Gleichzeitig merkt sie an, dass sowohl das „Österreichische“ als auch der Dialekt vom bundesdeutschen Standard überdeckt und gerade jugendliche Sprecher:innen zunehmend durch die sozialen Medien und das bundesdeutsche Fernsehen beeinflusst werden. Ein Aussterben des Dialekts in Österreich befürchtet die Probandin nicht, die Topografie des Landes und die starke Dialekttradition würden ein Weiterleben des Dialekts erleichtern. Nichtsdestotrotz beantwortet sie die Frage, ob Untertitel in Filmen mit Dialektpassagen für das Verständnis hilfreich wären, mit ja. Sie merkt an, dass Menschen durchaus teilweise Unterstützung brauchen könnten, um dialektale Sprecher:innen zu verstehen. Gerade in den sozialen Medien, etwa auf Instagram, findet sie eine authentische Ausdrucksweise, die auch Dialekt sein kann, gut. Sie schlägt hier wiederum Untertitel für Videobeiträge vor. Eigene Beiträge versieht sie entweder mit schriftsprachlichen Betitelungen oder direkt in der Fremdsprache – ob dies in Standardsprache erfolgt, wurde nicht näher besprochen (und liegt auch nicht im Fokus dieser Masterarbeit). In Textnachrichten kann es aber vorkommen, dass sie Abkürzungen verwendet.

Für die Befragte hat die englische Sprache eine große Bedeutung auf vielen Ebenen: im Privaten in der Form von englischen Filmen und Serien, im Beruflichen durch medizinische Studien, die in englischer Sprache verfasst wurden. Auch ihre bilinguale Schullaufbahn hat diese Haltung stark beeinflusst. Sie führt in diesem Zusammenhang den Begriff „Denglisch“ für eine Mischsprache aus Deutsch und Englisch an. Generell sieht sie eine zunehmende Verbreitung englischer Begriffe im deutschen Sprachgebrauch.

Mit der Schule und der Sprache ihrer Lehrer:innen verbindet die Befragte eher „Hochdeutsch nach der Schrift“. An der Fachhochschule stellte sie fest, dass externe Lehrende eher im Dialekt unterrichteten als fixangestelltes Personal. In einzelnen Fächern findet sie das auch akzeptabel.

Die österreichische Nation verbindet die Probandin mit dem Dialekt, der Österreich „ein bisschen auszeichnet“. Ihrer Meinung nach sollte der Dialekt in Österreich auch geschützt werden. Sie merkt an, dass Dialekt selten verschriftlicht wird – Textnachrichten ausgenommen.

– B2 – Graz

B2 erklärt in der Beschreibung des Sprachenporträts, dass Deutsch ihre Muttersprache ist, sie positioniert diese in der rechten Schulter. Latein und Englisch spielen ebenfalls eine Rolle in ihrem Leben, sie erlernte diese in der Schule und verleiht ihnen eine zentrale Position in der Silhouette. Englisch, dessen sie sich heute auch im Berufsleben bedient, befindet sich im

rechten Bauch- und Hüftbereich, Latein links im Übergang vom Rumpf zum Arm. Gestik und Mimik zeichnet sie später im Rahmen des Interviews noch ein. Anderen Sprachen, die sie im Alltag noch hört, schreibt sie nur eine passive Rolle zu, sie verzichtet darauf, diese auch einzzeichnen.

Die Probandin gibt an, in der Kindheit mehr Dialekt gesprochen und sich ab der Zeit im Grazer Gymnasium immer mehr an die Standardsprache angepasst zu haben. Sie bezeichnet sich selbst nicht als Dialektsprecherin und schwankt in der Bezeichnung für ihre Sprachform im Standard-Dialekt-Kontinuum. Die Probandin verbindet „Hochdeutsch“ mit Deutschland und auch mit Graz, da dort sehr „Deutsch und sehr nach der Schrift gesprochen wird“. Das Gleiche gilt auch für Nachrichtensendungen, wo „recht neutral nach der Schrift gesprochen wird“. Auch die Wissenschaft und die Rechtsprechung verbindet sie mit „Hochdeutsch“. Sie gibt an, andere Varietäten gut zu verstehen und merkt gleichzeitig an, dass Sprecher:innen aus Deutschland die österreichischen Varietäten oft weniger gut verstehen können. Insofern antwortet die Befragte nur indirekt auf die Frage, ob sie Untertitel in deutschsprachigen Filmen gut fände.

In den sozialen Medien befürwortet sie eine authentische Sprache, sie bezeichnet Dialekt dabei als „cool“, verwendet selbst aber eine an die Schriftsprache angepasste deutsche Sprache. In Textnachrichten verkürzt sie Wörter.

B2 denkt, dass der Dialekt weiter bestehen wird, und findet, dass er auch ein bisschen geschützt werden sollte. Dabei betont sie aber den Zusammenhang zwischen Ausbildungsgrad und Dialektgebrauch sowie zwischen Beruf und Dialektgebrauch. Auffällig ist, dass die Befragte Bildungsgrad und Dialektkenntnisse in Relation bringt, es aber vermeidet, den Zusammenhang klar zu formulieren. Eine gewisse Angst vor Stereotypisierung scheint hier durch; diese zieht sich durch das ganze Interview. Gleichzeitig betont die Probandin nämlich, dass die Tatsache, einen Dialekt zu sprechen oder nicht, nichts mit der Intelligenz einer Person zu tun hat. B2 hebt hervor, dass der Ausdruck im Dialekt lockerer ist, während im Standard mehr auf den Ausdruck und die Formulierung geachtet wird. In Summe findet sie, dass der Dialekt geschützt werden sollte.

Die Probandin gibt an, im Unterricht keine Lehrer:innen gehabt zu haben, die Dialekt gesprochen hätten. Sie fände das allerdings dynamisch sowie sympathisch und meint, dass dies den Schüler:innen auch die Aneignung eines neuen Wortschatzes erlauben würde.

Im Berufsalltag verwendet die Probandin eine „einfache Sprache“, wenn sie mit Patient:innen kommuniziert, die Dialekt sprechen. Außerdem sagt sie, dass ein Gespräch mit Patient:innen, die über mehr Fachwissen verfügen, eher auf „Hochdeutsch“ geführt wird; sie würde sich dann anpassen und ebenfalls „Deutsch oder sehr nach der Schrift“ sprechen.

Die Befragte erkennt, dass der Einfluss des Englischen im Deutschen immer größer wird und *Denglisch* eine wachsende Rolle bekommt. Als Haupteinflussbereiche sieht sie dabei die sozialen Medien und soziale Kontakte.

B2 verbindet Österreich eher mit dem Dialekt, Graz aber mit Hochdeutsch, das aber wiederum nicht exakt dem Deutsch in Deutschland entspricht, sie bezeichnet es als ein Sprechen „nach der Schrift“.

– B3 – Aix-en-Provence

Bei der Beschreibung des Sprachenporträts und der eingezeichneten Sprachen in die Silhouette nennt die Probandin Französisch als ihre Muttersprache. In den Farben der französischen Flagge zeichnet sie ein Arabesken-Muster, da sie Französisch für sich als sehr flüssige Sprache definiert. Weiters nennt sie Italienisch als Sprache, die ihr sehr gut gefällt, Englisch und Spanisch als Sprachen, die sie im Unterricht erlernte und im Studium noch weiter vertieft, sowie Arabisch als Sprache, der sie im Alltag häufig begegnet. Englisch verortet sie im Kopf, sie zeichnet dafür die Flagge Großbritanniens. Italienisch zeichnet sie in Form von Blümchen in den Augen ein, sie begründet das mit ihrem Studium der Filmwissenschaften und der Auseinandersetzung mit dem italienischen Film. Die Probandin nennt Spanisch als Fremdsprache, die sie in der Schule erlernte, sie zeichnet diese Sprache in Form von kleinen Wolken in Kopfnähe ein. Auch dem Arabischen verleiht sie die dieselbe Form. Diese Wolken befinden sich jedoch deutlich außerhalb der Silhouette, da „das Arabische etwas ist, das rundherum schweift“. Spanisch sowie Arabisch zeichnet die Probandin erst auf Nachfrage später in bzw. um die Silhouette ein. Die Körpersprache verortet die Probandin nicht definitiv in dieser Silhouette, sie beschreibt aber die für sie bedeutende Wirkung des Lächelns. Auffällig ist, dass die Probandin nichts in die Silhouette hineinschreibt. Sie verwendet nur Zeichnungen bzw. Muster, jeweils in Farben, die sie mit der Landesflagge eines der Länder, in denen die jeweilige Sprache Landessprache ist, in Verbindung bringt.

Die Befragte gibt an, Französisch im Alltag mit Freunden, der Familie, an der Universität, beim Einkaufen usw. zu verwenden. Englisch verwende sie auf Reisen und sie konsumiert englischsprachige Filme. Diese sieht sie sich aber auch auf Italienisch an. Erst auf Nachfrage gibt die Probandin an, dass es für sie mehrere Varietäten des Französischen gibt. Sie unterscheidet mehrere verschiedene französische Sprachformen bzw. Sprechweisen und beschreibt Marseille sowie Paris, Lyon und auch Bordeaux als diesbezüglich herausstechende Orte. Interessant ist, dass sie die Unterschiede vor allem in den großen Städten situiert, sie spricht an keiner Stelle

von ländlichen Regionen. Außerdem beschreibt sie verschiedene Formen des Französischen je nach sozialer Schicht, sie spricht dabei von „Nuancierungen“.

Für ihren eigenen Sprachgebrauch spielt vor allem der berufliche Kontext eine wichtige Rolle. Ihre Sprache variiert je nach Kontext, z. B. bei der Arbeit in einer Bäckerei oder der Arbeit mit Schauspieler:innen im Zusammenhang mit ihrem Studium.

Die Probandin meint, dass sie im familiären Umfeld Umgangssprache spricht. Ihre Eltern hätten das schon von ihrem Kleinkindalter an so gehandhabt. Im Laufe der Zeit habe sich die Sprache weiter verändert, im Erwachsenenalter sei der Umgang locker geworden, das Vokabular „vulgärer“. Beide Eltern der Befragten sind in Frankreich geboren, wobei der Vater in der Provence geboren wurde und auch in seinem aktiven Wortschatz provenzalische Ausdrücke gebraucht. Die Sprache im Freundeskreis sei noch etwas legerer im Vergleich zu jener, die B3 im familiären Umfeld verwendet. Sie gibt an, sich im Gespräch mit den Eltern mehr zu bemühen als im Austausch mit Freund:innen. Dies betreffe neben der Lexik auch die Phonetik und Prosodie.

Einen markanten Unterschied hinsichtlich der Sprechweise formuliert die Probandin für das Arbeitsleben. Sie arbeitet neben dem Studium als Verkäuferin in einer Bäckerei und gibt an, gerade hier auf einen freundlichen Ton zu achten. Die Sprache an der Hochschule beschreibt die Befragte als eher homogen: Es handelt sich um eine private Institution. Nach Angabe von B3 kommen die Studierenden aus derselben sozialen Schicht; sprachliche Unterschiede seien daher eher im Fachvokabular zu konstatieren. In dem Zusammenhang äußert sie sich auch zu Unterschieden in der Sprechweise je nach Ausbildungsgrad und Schulbildung im Allgemeinen. Sie drückt sich offen bezüglich sozialer Abstufungen des Französischen aus, lässt sich dadurch nicht schockieren und stigmatisiert in ihren Antworten auch nicht offensichtlich.

Als Unterrichtssprache im Schulbereich sollte von den Lehrenden ein verständliches und standardisiertes Französisch gewählt werden, lexikalische „Abweichungen“ könnten nicht von allen Schüler:innen verstanden werden.

Die Unterrichtssprache an ihrer Hochschule ist Französisch, gerade bei jüngeren Lehrenden beobachtet sie eine Sprache, die jener der jüngeren Sprecher:innen ähnlich ist. Sie äußert sich dabei auch zu Anglizismen und Arabismen, die ihrer Ansicht nach großen Einfluss vor allem auf die Jugendsprache ausüben. Weiters führt sie Redundanzen an, die, ihrer Einschätzung nach, jugendliche Sprecher:innen eher verwenden als die Generationen davor. Damit meint die Probandin Füllwörter, wie etwa „genre“ [derart] oder „en fait“ [im Grunde]. Auf Nachfrage gibt sie aber an, dies als natürliche Entwicklung der französischen Sprache zu bewerten. Gleichzeitig denkt sie, dass diese „Störwörter“ die Sprache weniger „rein“ machen. Sie merkt eine

gewisse Sentimentalität gegenüber der „schönen“ französischen Sprache an, einige Ausdrücke seien bereits in Vergessenheit geraten. Die Probandin hofft auf ein Bewusstsein der Bevölkerung für ältere, ev. später nicht mehr existierende Bereiche der Sprache. Nichtsdestotrotz räumt B3 aber ein, dass Anglizismen heute oftmals die Verständigung erleichtern; die englischen Begriffe seien eher bekannt als die französischen Wörter.

In den sozialen Medien irritiert die Befragte eine vom Standard abweichende Sprache eher. Je nach Zielpublikum oder Offenheit des Publikums könne das zu Einschränkungen und Unverständlichkeiten führen. Im privaten Rahmen empfindet sie eine Variation der Sprache nicht als störend, da Nachfragen jederzeit möglich sei. Bei Textnachrichten verwendet B3 selbst Verkürzungen, achtet aber prinzipiell auf die Syntax – dabei merkt sie große Unterschiede zu ihrem früheren Kommunikationsverhalten an, sie sei heute strenger diesbezüglich.

Die Frage zur Sprachvariation im französischen Film beantwortet die Probandin nicht.

Die Befragte bringt das heutige Frankreich nicht mit einem „abweichenden“ Französisch („français dérivé“) in Verbindung, das Französisch, das in der Schule gelernt wird, bezeichnet sie als die „alte französische Sprache“, als ein ursprüngliches und wahres Französisch. Sie bezeichnet aber Französisch dennoch als Sprache, die die Französ:innen kennen und erkennen.

– B4 – Aix-en-Provence

Die Probandin B4 bezeichnet Französisch als ihre „Muttersprache“, sie zeichnet diese Sprache im Kopf der Körpersilhouette ein. Daneben spielt für sie auch noch Englisch eine wichtige Rolle, sie verwendet es im Alltag und positioniert es ebenfalls im Kopf. Spanisch hat die Befragte zwar in der Schule gelernt, jedoch bezeichnet sie ihre Kenntnisse als unzureichend, die Verortung im linken Fuß scheint ihr daher passend; sie gibt an, einzelne spanische Wörter teilweise zu verwenden, diese aber nicht in ihre Umgangssprache integriert zu haben. Gleich danach zeichnet die Probandin im Rumpf Baskisch und den *Patois* ein, da sie Familie im Baskenland und in der Haute-Savoie hat. Dabei empfindet sie Baskisch als sympathisch, die Sprache erwecke positive Gefühle bei der Probandin. Für sie ist sie die Sprache der Familie, sie verbindet sie mit Familienfeiern, mit Alkohol und Liedern. Den *Patois* bezeichnet sie als Sprache, die nicht geschrieben wird, sie erkennt Verbindungen mit dem Französischen und bezeichnet den *Patois* als Sprache der Bauern. Im linken Arm zeichnet die Befragte Sprachen ein, in denen sie über Grundkenntnisse verfügt: Russisch, Koreanisch und Arabisch. Letzteres habe Einfluss gefunden in ihre Umgangssprache; auch wenn Arabismen darin nicht so ausgeprägt seien wie Anglizismen.

B4 spricht von verschiedenen Formen des Französischen, sie bezeichnet diese als *Akzente* und sieht die Unterschiede in der Lexik und auch in der Diktion. In dem Zusammenhang hinterfragt die Probandin auch, ab wann man von einem „anderen“ Französisch sprechen kann. Sie deutet mit eigenen Worten ein Dialekt-Standard-Kontinuum an – neben diatopischen Varietäten und Regionalsprachen, auf die sie bereits vorab eingegangen ist. Außerdem verweist sie auf generationelle und soziale Differenzen, je nach Milieu. Die Befragte illustriert dies mit eigenen Beispielen aus ihrem familiären und sozialen Umfeld. Weiters geht sie auf verschiedene *Akzente* des Französischen ein. Sie nennt im Speziellen die Sprachformen von Nantes und Marseille sowie die „Akzente des Nordens“. Gerade die Aussprache des Süden Frankreichs, rund um Marseille, unterliege einer gewissen Stigmatisierung. Das Vorurteil, dass es sich um ein vulgäre Sprache handle, existiere. Hört sie *Akzente* Frankreichs in den sozialen Medien, empfindet sie das als komisch. Sie erklärt, dass sie selbst teils Schwierigkeiten hat, das Quebecer Französisch oder andere Varietäten von außerhalb Frankreichs zu verstehen, geht aber nicht weiter auf die Thematik ein. Bei Online-Videos könnte sie sich gut vorstellen, dass Untertitel das Verständnis erleichtern könnten.

Auf die Frage, ob sie das Sprachenporträt noch erweitern möchte, zeichnet die Probandin auch den „Akzent des Südens“ gelb ein, sie wählt eine Position nahe dem Herzen; das stehe für sie für die Sonne in „ihrer“ Region. Die „Akzente des Nordens“ situiert sie im rechten Bein, da ihr diese nicht gefallen. Die Befragte meint, dass die Menschen im Süden Frankreichs sehr ausdrucksstark sprechen und mehr Körpersprache verwenden als in anderen Teilen des Hexagons.

Die Probandin gibt an, dass an der Hochschule eine gehobenere Sprache nötig sei. Sie erkennt Unterschiede im Vergleich zu Studierenden, die zuvor Privatschulen besuchten; nämlich besonders in der Lexik. Im Unterschied zum Sekundarschulbereich würden an der Universität Eloquenz und eine korrekte Ausdrucksweise mehr Bedeutung haben. Bezüglich des eigenen Sprachgebrauchs gibt die Probandin an, sich an den Kontext anzupassen, sie formuliert vor allem Unterschiede zwischen dem Sprachgebrauch an der Hochschule und im privaten Umfeld. In Textnachrichten verwendet B4 eine geringe Anzahl an Abkürzungen, da ihr diese Art Nachrichten zu verfassen eigentlich nicht gefällt.

Den Begriff *Franglais* nennt die Probandin, wenn es um den Einfluss anderer Sprachen auf das Französische geht. Sie versucht dieses zu vermeiden und empfindet es als hochnäsig. Hier kann eine sprachkonservierende Einstellung erkannt werden: B4 findet es schade, dass gewisse Wörter aus dem Französischen verschwinden und durch englische Wörter ersetzt werden. Sie empfindet Anglizismen als nicht sehr professionell, sieht englische Sprachkenntnisse jedoch

als großen Vorteil für französische Sprecher:innen, vor allem im internationalen Raum. Überdies spricht sie extremere Formen der sprachkonservierenden Einstellung in Quebec an und führt dies mit Beispielen aus. Den Kampf gegen Anglizismen in Frankreich schreibt die Probandin dem politisch rechten Lager zu.

Sie meint außerdem, dass Französisch den Ruf habe, schwierig zu sein und, dass das Vorurteil kursiert, die Französ:innen seien hochnäsig und unhöflich und würden das *r* rollen. Gleichzeitig führt sie an, dass die französische Sprache im Ausland geschätzt bzw. sogar idealisiert werde. B4 vertritt die Meinung, dass die Französ:innen ihre Sprache mögen, sie schützen wollen und dass sie diese als Nationalkultur betrachten.

Auch sie selbst findet, dass die französische Sprache ein vereinigendes Element für Frankreich darstellt. Die regionalen Unterschiede seien zu schwach ausgeprägt, um die Nation Frankreich zu spalten. Sie spricht in dem Zusammenhang auch „von einer gemeinsamen Idee, von einer gemeinsamen Kultur“.

3.3.2 Kategorienbildung

Die Kategorienbildung zur Beantwortung der angeführten Forschungsfragen erfolgte deduktiv und induktiv, d. h. in letzterem Fall direkt am Material. Die Vorgehensweise folgte dabei Kuckartz / Rädiker (2022: 90–93). Fünf Hauptkategorien sowie mehrere Subkategorien konnten für die Auswertung und Analyse der Interviews elaboriert werden. Dabei wurden aber nicht für jede der fünf Hauptkategorien auch Subkategorien entwickelt: Es handelt sich konkret um Feinabstimmungen in den einzelnen Kategorien. Durch diese Spezifizierung innerhalb einzelner Hauptkategorien soll die Beantwortung der Forschungsfragen klarer werden.

Die Hauptkategorien werden nun einzeln beschrieben. Durch diese Darstellung der Anwendung der Kategorien, das Anführen von Beispielen sowie entsprechender Abgrenzungen und die Auflistung der Subkategorien soll eine klare Übersicht über die Kategorienbildung möglich sein.

Name der Kategorie:	Sprachliches Repertoire (K1)
Inhaltliche Beschreibung:	Beschreibung des Sprachenrepertoires der Probandinnen, Einbezug des Sprachenporträts
Anwendung der Kategorie:	Einführung mittels Sprachenporträt, im Verlauf des Interviews später wieder aufgegriffene Beschreibung des Repertoires
Beispiel für Anwendung:	„Also schon mal Französisch, das den ganzen Körper bedeckt, das ich mit einer Art Arabesken-Muster gemacht habe, in alle Richtungen. Da es meine Muttersprache ist, ist sie wirklich etwas sehr sehr

	Flüssiges für mich. Etwas, über das ich nicht mal nachdenken muss, das fließt einfach, würde ich sagen.“ (B3)
Abgrenzungen:	Die Kategorie wird nicht kodiert, wenn... - die Probandin sich zur Sprachvariation im Untersuchungsland allgemein äußert
Subkategorien:	K1.1 Informationen, die sofort in die Körpersilhouette eingezeichnet wurden K1.2 Informationen, die später, d. h. im Laufe des Gesprächs, eingezeichnet wurden K1.3 Informationen, die angesprochen, aber nicht eingezeichnet wurden

Tabelle 2: Sprachliches Repertoire (K1)

Name der Kategorie:	Variation (K2)
Inhaltliche Beschreibung:	Aussagen zur Variation der „Muttersprache“ (Deutsch bzw. Französisch)
Anwendung der Kategorie:	Aussagen zu <i>Dialekt, Mundart, Regionalsprachen, Akzent, Patois, Umgangssprache</i>
Beispiele für Anwendung:	„Ja, also Mama und Papa kommen halt nicht aus Graz und reden eigentlich einen Dialekt, also sie reden Obersteirisch, aus der Gegend von Murau. Deswegen finde ich schon, dass es verschiedene Arten von Deutsch gibt, also jetzt auch in Österreich extrem und ich finde auch, dass unser Deutsch auch in Österreich österreichisches Deutsch ist.“ (B1)
Abgrenzungen:	keine
Subkategorien:	K2.1 Deutsch K2.2 Französisch

Tabelle 3: Variation (K2)

Name der Kategorie:	Soziale Bedeutung von Sprache (K3)
Inhaltliche Beschreibung:	Sprachideologien, Spracheinstellungen, Äußerungen zu Prestige, Stigma und Stereotypen bezüglich der „Muttersprache“ der Probandinnen
Anwendung der Kategorie:	Äußerungen im o. a. Sinn
Beispiele für Anwendung:	„Man sagt uns oft, dass wir den Marseiller Akzent haben. Aber ich finde, dass er sich weitert, sobald man in ein Umfeld kommt, das etwas bürgerlicher, etwas gebildeter ist, habe ich den Eindruck. Aber

	ich weiß jetzt nicht, ob das ein Vorurteil ist. Aber es stimmt, dass der Marseiller Akzent teilweise eine etwas vulgäre Seite hat, die die Leute entweder auslöschen möchten oder sie stehen dazu, aber dann mit einem etwas gehobeneren Wortschatz, denke ich.“ (B4)
Abgrenzungen:	Die Kategorie wird nicht kodiert, wenn... - Informationen zum Sprachpurismus auftreten, diese werden der Kategorie Sprachpurismus zugeordnet - Informationen zu anderen Sprachen gegeben werden
Subkategorien:	K3.1 Prestige K3.2 Stigma K3.3 Stereotype K3.4 Identitätsstiftende Funktionalität K3.5 Kommunikative Funktionalität

Tabelle 4: Soziale Bedeutung von Sprache (K3)

Name der Kategorie:	Sprachpurismus (K4)
Inhaltliche Beschreibung:	Sprachpuristische und sprachkonservative Einstellungen, z. B. im Sinne einer Bedrohung der Muttersprache durch Einflüsse von anderen Sprachen
Anwendung der Kategorie:	Bei entsprechenden Informationen zu Anglizismen, anderssprachigen Einflüssen auf die Muttersprache, Aspekte des Schutzes der Muttersprache oder einer Varietät derselben
Beispiel für Anwendung:	„Ja, ich denke, dass es bereits Teile gibt, die verloren gegangen sind. Und es ist sicher, dass es ein bisschen Angst macht, zu denken, dass sie in fünfzig Jahren ganz anders sein wird. Es wäre dumm, die Sprache nicht mehr zu verwenden. Das bedeutet nicht, sie vergessen zu haben. Das bedeutet nur, sie nicht mehr alltäglich und im alltäglichen Leben zu verwenden. Aber es gibt viele Dinge, die nicht mehr existieren, die man aber immer noch kennt, die man immer noch sehr schön findet. Also ich denke, dass man die französische Sprache sich entwickeln lassen sollte ab dem Moment, wo man es nicht vergisst und weiß, dass das existiert, dass das in dieser Art und Weise existiert hat. Aber es ist schon schade, wenn all die schönen Dinge, die sie ausmachen, verloren gehen.“ (B3)
Abgrenzungen:	keine
Subkategorien:	K4.1 Sprachverfall K4.2 Einflüsse anderer Sprachen

Tabelle 5: Sprachpurismus (K4)

Name der Kategorie:	Nation und Sprache (K5)
Inhaltliche Beschreibung:	Soziale Zugehörigkeit zu einer Nation durch Sprache (vgl. Solms 2019: 192), Konzept der Nationalsprache, entsprechende Ideologien, identitätskonstituierende Funktionalität
Anwendung der Kategorie:	Überlegungen zu Muttersprache und Nationalität, nationaler Zuschreibung
Beispiele für Anwendung:	„Verbindest du/Also wenn du jetzt an Österreich als Staat oder an eine österreichische Nation denkst, also einfach an das Land Österreich, verbindest du das dann eher mit dem Dialekt oder eher mit einer Schriftsprache, mit einem Hochdeutsch?“ – „Mit dem Dialekt, weil ich finde, dass das auch Österreich ein bisschen auszeichnet, also dass das so markant ist in allen Bundesländern. Also man erkennt meistens schon, woher wer kommt, einfach nach Bundesland. Aber auch dann noch innerhalb von den Bundesländern, dass die Leute so unterschiedlich reden. Ja.“ (B1) „Ja, also ich wollte es möglichst einfach halten. Für Frankreich wollte ich Blau, Weiß, Rot wählen.“ (B3)
Abgrenzungen:	Die Kategorie wird nicht kodiert, wenn... - Informationen zum Sprachpurismus auftreten, diese werden der Kategorie Sprachpurismus zugeordnet - nationale Zuschreibungen zu anderen Ländern formuliert werden
Subkategorien:	keine

Tabelle 6: Nation und Sprache (K5)

4 Auswertung und Analyse der Interviews

An dieser Stelle erfolgen die Auswertung und Analyse der vier Interviews. Die folgende Tabelle soll eine Übersicht über die relativen Häufigkeiten des Auftretens der Kodierungen gemäß den Kategorien und Subkategorien bei den einzelnen Befragten erlauben. Im Fokus dieser Arbeit liegt jedoch die anschließend erfolgende qualitative Auswertung der Interviews.

Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass nur bei der Hauptkategorie Variation auch die Fragen mit Deutsch oder Französisch kodiert wurden (daher deckt sich die Prozentzahl). Bei den anderen Kategorien wurden die Fragen der Interviewenden nicht immer mit der Subkategorie versehen, da die Befragende die Antworten nicht kannte – eine Kodierung mit der Subkategorie erfolgte nur dann, wenn es sich um eine spezifizierende Frage zu einem Thema handelte. Dies bedeutet beispielsweise, dass die einleitende Frage zum Sprachrepertoire der Probandin nur mit der Hauptkategorie kodiert wurde, die Nachfrage zu einzelnen Sprachen

allerdings mit der Hauptkategorie und der jeweiligen Subkategorie (bspw. „sofort eingezeichnet“) kodiert wurde.

	B1	B2	B3	B4	Total
 Sprachliches Repertoire	11,1%	11,9%	6,6%	7,0%	9,3%
 sofort eingezeichnet	2,6%	3,0%	1,3%	2,8%	2,4%
 später eingezeichnet	7,2%	2,4%	2,6%	2,1%	3,6%
 angesprochen, aber nicht eingezeichnet	1,3%	4,2%	0,7%		1,6%
 Variation	13,7%	13,7%	21,1%	17,6%	16,4%
 Deutsch	13,7%	13,7%			7,2%
 Französisch			21,1%	17,6%	9,3%
 Soziale Bedeutung von Sprache	14,4%	16,7%	15,8%	16,9%	15,9%
 Prestige	4,6%	2,4%	1,3%	2,8%	2,8%
 Stigma		3,6%	2,0%	4,9%	2,6%
 Stereotype		1,2%		5,6%	1,6%
 identitätsstiftende Bedeutung	2,6%	1,8%	1,3%	2,8%	2,1%
 kommunikative Funktionalität	4,6%	6,5%	10,5%	3,5%	6,3%
 Sprachpurismus	9,8%	10,1%	6,6%	7,7%	8,6%
 Sprachverfall	5,9%	4,2%	3,3%	0,7%	3,6%
 Einflüsse anderer Sprachen	3,3%	3,6%	2,6%	4,9%	3,6%
 Nation und Sprache	5,2%	1,2%	3,3%	2,8%	3,1%
Σ SUMME	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
# N = Dokumente/Sprecher	1 (25,0%)	1 (25,0%)	1 (25,0%)	1 (25,0%)	4 (100,0%)

Tabelle 7: Kreuztabelle relative Häufigkeit Kodierung der Kategorien und Subkategorien

Aus dieser Tabelle geht bereits hervor, dass nicht alle Probandinnen im gleichen Ausmaß zu den unterschiedlichen Themen Stellung genommen haben. Einzelne Subkategorien konnten gar nicht kodiert werden. Dazu aber weiter unten mehr. Auffällig ist allerdings, dass die österreichischen Probandinnen ausführlicher auf das *sprachliche Repertoire* eingegangen sind, gleichzeitig aber weniger häufig über die *Variation* in Österreich gesprochen haben. Die Französisinnen hingegen sind weniger auf ihr persönliches sprachliches Repertoire eingegangen, haben sich aber häufiger zu den verschiedenen Formen des Französischen geäußert. Bei der *sozialen Bedeutung von Sprache* liegt der Unterschied im Kodieren der Subkategorien, die Hauptkategorie wurde ähnlich oft kodiert.

Wichtig scheint an dieser Stelle der erneute Hinweis darauf, dass es sich bei den Antworten der Probandinnen und den Analysen nicht um deren Sprachkenntnisse handelt, sondern deren subjektive Sichtweise auf Sprache Inhalt der Auswertung ist. Die Themen *Sprachpurismus* und *Nation und Sprache* wurden bei den Grazerinnen häufiger kodiert. Später wird ersichtlich, dass sie sich hier häufig zum Dialekt äußerten.

4.1 K1 Sprachliches Repertoire

In allen vier Interviews war das Sprachenporträt und die damit verbundene Darstellung des sprachlichen Repertoires der Probandinnen der Einstieg in das Gespräch. In allen Interviews

wurden die Porträts auch zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal aufgegriffen, da die Interviewende entweder Fragen zu bereits eingezeichneten Informationen oder weitere Fragen zur gemischten Sicht auf Sprache stellte. Die Einteilung in Subkategorien bezieht sich hier auf den Zeitpunkt der Aufnahme von Sprachen und Varietäten im Gespräch bzw. das Einzeichnen derselben in die Silhouette.

– K1.1 Informationen, die sofort eingezeichnet wurden

B1 geht gleich zu Beginn auf Deutsch als ihre „Muttersprache“ ein. Sie positioniert diese zentral in der Silhouette, nämlich „so Richtung Herz“. Sie begründet dies damit, dass diese Sprache bei ihr eine wesentliche Rolle in der Kommunikation einnimmt. Außerdem erwähnt sie auch sofort Englisch, Französisch und Russisch als Fremdsprachen, die sie in der Schule erwarb. Die englische Sprache übernimmt dabei eine wichtige kommunikative Funktion. Französisch hat ihr die Tür für längere Auslandsaufenthalte geöffnet. Beide erwähnten Sprachen positioniert sie zentral im Körper. Ihr Repertoire umfasst außerdem fünf afrikanische Sprachen: Tri und Garn verortet sie im Gesicht, da sie bei deren Erwerb in Ghana auch neue Laute lernen musste. Swahili schreibt die Probandin in den linken Arm, Damara und Afrikaans in das linke Bein, nach eigenen Angaben aber aus Zufall. Auch Tschechisch findet Eingang in die Silhouette, die Angabe im rechten Bein wird im Gespräch nicht näher thematisiert.

B2 bezeichnet ihre eingangs erfolgten Darstellungen von Sprachen im Porträt als „unwillkürlich“. Dies könnte meinen, dass die Darstellungen intuitiv geschehen sind. Eventuell handelt es sich aber auch um einen Lapsus und die Probandin meinte eigentlich „willkürlich“. Sie nennt Deutsch als ihre „Muttersprache“, Latein und Englisch als „Zweitsprache[n]“. Deutsch zeichnet sie auf Schulterhöhe ein, Latein nah am Herzen, da sie diese Sprache gern mochte. Ihre mäßigen Noten in der Schule erwähnt sie als Grund für die Position von Englisch „weiter unten“, nämlich auf Höhe der Hüfte.

B3 gibt Französisch als ihre Muttersprache an. Es handelt sich um jene Sprache, die sie in allen Alltagssituationen in Frankreich verwendet. Dem gegenüber steht laut der Probandin Englisch, das sie auf Reisen, aber auch im Unterricht und in der Freizeit, etwa beim Anschauen von Filmen und Serien, verwendet. Die Befragte zeichnet ihre Muttersprache mit einem Arabesken-Muster in die Silhouette ein, für sie ein Ausdruck der flüssigen Sprachanwendung. Sie wählt hierfür die Farben der französischen Flagge, d. h. Blau, Weiß und Rot. Nicht von diesem Muster betroffen ist der Kopf: Die Probandin zeichnet hier die britische Flagge ein. Die italienische Sprache spielt im universitären und kinematografischen Zusammenhang eine Rolle für die Befragte. Sie wählt eine Darstellung in Form von Blümchen in den Augen, wiederum in Farben

der Flagge des damit konnotierten Landes, nämlich Rot und Grün als Farben der italienischen Flagge.

Die vierte Probandin gibt Französisch als ihre „Muttersprache“ an – bereits die Probandinnen vor ihr wählten für die jeweilige Sprache den gleichen Terminus. Sie schreibt ihr die Rolle der Sprache, in der sie nachdenkt, zu, gleich wie dem Englischen, daher verankert sie die beiden Sprachen im Kopf. Für Französisch wählt sie Blau, für Englisch Rot. Als Fremdsprache lernte die Probandin ebenfalls Spanisch in der Schule. Sie bezeichnet sich aber als schlechte Spanischlernende und verankert diese Sprache daher im linken Fuß. Außerdem zeichnet die Befragte Baskisch und den *Patois* in ihre Silhouette ein. Sie verbindet beide mit ihrer Verwandtschaft in entsprechenden Regionen Frankreichs. Das Baskische, als Sprache bei Familienfeiern in den französischen Pyrenäen, und den *Patois*, als Sprache ihrer Großmutter in der Haute-Savoie, positioniert sie in der Körpermitte. Die Probandin gibt aber an, selbst weder Baskisch noch den *Patois* zu sprechen. Auffällig dabei ist, dass B4 unsicher ist, wie man dieses Wort richtig schreibt: das *s* fehlt beim Eintrag in der Silhouette. Im Koreanischen, Arabischen und Russischen verfügt B4 über Grundkenntnisse, die ihr aber als „Werkzeug für den Alltag“ dienen, sie zeichnet sie im linken Arm ein – auch in Anlehnung an das Lernen mit dem Handy.

– K1.2 Informationen, die später, d. h. im Laufe des Gesprächs, eingezeichnet wurden

B1 ergänzt auf Nachfrage „Dialekte“ an der gleichen Stelle wie Deutsch. Sie meint im Gespräch, während des Einzeichnens schon gezögert zu haben: „Eigentlich ist es lustig, weil während dem Aufschreiben habe ich es mir noch gedacht, ob ich es hinschreiben soll, weil ich jetzt unter Deutsch einfach nur so Dialekt hinschreiben wollte, und dann habe ich mir gedacht, naja, ich weiß nicht, weil es war nur die Frage, ob ich Sprachen hinschreibe.“ Sie gibt an, selbst eher „Hochdeutsch“ zu sprechen, fügt aber „Dialekte“ zur Ergänzung als „Unterbereich von der Sprache“ in die Silhouette gleich unterhalb von Deutsch ein. Die Probandin fügt später auch die nonverbale Kommunikation in die Körpersilhouette ein und gibt an, jene auch im Berufsleben einzusetzen. Sie ist etwas verwundert darüber, selbst nicht an diese Form der Kommunikation gedacht zu haben.

B2 fügt ebenfalls später im Gespräch noch „Mimik im Gesicht“ und die „Gestik rosa in der Hand“ hinzu. An dieser Stelle begründet sie auch die Farbwahl mit der simplen Erklärung, dass sie „einfach gern bunte Farben [mag]“.

Für die Probandin B3 sind Arabisch und Spanisch außerhalb der Silhouette einzuzeichnen. Sie suggeriert damit, dass diese Sprachen außerhalb ihres Körpers existieren, sie diese Sprachen aber nicht aktiv verwendet. Beide Sprachen zeichnet sie in Form von Wölkchen rund um die

Skizze ein, Spanisch in den Farben der spanischen Flagge, Rot und Gelb, Arabisch in den Farben der algerischen Flagge, Rot, Grün und Weiß – stellvertretend für andere arabische Länder. Während Spanisch für die Probandin als „Schulsprache“ gilt und ihr gleich dem Englischen „vorgeschrieben“ wurde, ist Arabisch für sie eine Sprache, die nur passiv eine Rolle spielt: „[S]ie ist eher Teil meines Umfelds, in dem ich wohne. Das heißt, nicht ich gehe der Sprache nach, wie ich das mit dem Italienischen mache, sondern sie kommt zu mir“, so B3.

Wie schon B1 und B2 trägt auch B4 die nonverbale Kommunikation später im Verlauf des Interviews im Porträt ein. Dabei verbindet sie die Gestik mit der Sprachform des französischen Südens, eine Positionierung in der Körpermitte zusammen mit der Regionalsprache Baskisch und dem *Patois* erscheint ihr daher als beste Lösung. Außerdem fügt sie im Kopf die Quebecer Varietät des Französischen hinzu und positioniert die französischen Varietäten des Nordens im linken Bein, da ihre diese nicht gefallen.

– K1.3 Informationen, die angesprochen, aber nicht eingezeichnet wurden

B1 bezieht sich im Interview auf regionale Varietäten Österreichs, die in ihrem Leben passiv eine Rolle spielen. Sie zieht es aber nicht in Erwägung, diese auch in die Silhouette einzuzeichnen.

B2 erklärt, dass sie zwischen mehreren dialektale Varietäten des Deutschen unterscheidet, bezeichnet sich selbst aber nicht als Dialektsprecherin. Vor allem die Schulzeit in Graz hatte laut ihren Angaben einen starken Einfluss auf ihre sprachliche Entwicklung. Sie gibt an, dass der Unterschied mit der eingezeichneten „Muttersprache“ Deutsch zu gering sei, um Dialekt noch extra anzuführen. Im Ergänzungsteil zum ersten Gespräch werden noch jene passiven Sprachen angesprochen, die im Leben der Befragten (indirekt) eine Rolle spielen. Sie nennt an dieser Stelle noch Französisch, Italienisch und Spanisch sowie die Muttersprache ihrer slowakischen oder slowenischen Kolleg:innen. Dabei betont sie Vorlieben für Französisch und Spanisch, gibt an, dass ihr Italienisch nicht gefällt. Außerdem beschreibt sie ein unangenehmes Gefühl, wenn ihre Kolleg:innen *ihre* Sprache sprechen und sie als Nicht-Verstehende daneben sitzt.

Auf Nachfrage äußert sich B3 zwar zur Körpersprache und hebt die Bedeutung des Lächelns in ihrem Nebenjob als Verkäuferin hervor, sie zieht es allerdings nicht in Erwägung, die nonverbale Kommunikation auch auf dem Papierbogen des Sprachenporträts zu vermerken.

B4 fügt alle erwähnten Sprachen in ihr Porträt ein, keine Sprachform, die in ihrem Leben eine Rolle spielt(e), wurde ausgelassen.

Resümierend kann festgestellt werden, dass alle Probandinnen die Schilderungen zum Sprachenporträt mit der „Muttersprache“ beginnen. Alle Befragten verwenden auch diese Bezeichnung bzw. das französische Pendant dazu. Drei von vier Interviewpartnerinnen wählen beim Einzeichnen Farben der Flaggen eines der Länder, in denen die jeweilige Sprache Nationalsprache ist, oder zeichnen die Sprache direkt in den Farben der entsprechenden Landesflagge ein. Nur eine der Probandinnen denkt in der ersten Zeichenphase an Gebrauchsformen bzw. Varietäten ihrer Muttersprache, B4 zeichnet den *Patois* sofort ein. B1 fügt zu einem späteren Zeitpunkt Varietäten hinzu, B2 und B3 verzichten zur Gänze darauf. Drei von vier Probandinnen ergänzen außerdem im Gespräch die nonverbale Kommunikation.

4.2 K2 Variation

Hinsichtlich der zweiten Kategorie erfolgte eine Subkodierung auf Basis einschlägiger Aussagen zum Deutschen und zum Französischen. Diese nach Sprachen getrennte Kategorisierung soll eine leichtere Vergleichbarkeit der Aussagen ermöglichen. Dabei muss aber erneut auf das Problem der Vergleichbarkeit der entsprechenden Begriffe bzw. Konzepte in Bezug auf die sprachlichen Verhältnisse in Frankreich und Österreich hingewiesen werden. Da im Rahmen der Interviews keine Bezeichnungen für Sprachen oder Varietäten vorgegeben wurden, verwendeten die Befragten ihre eigenen Begriffe.

– K2.1 Deutsch

Wie in K1.2 angesprochen, verfügt B1 über ein Bewusstsein für Gebrauchsformen bzw. Varietäten des Deutschen. Sie gibt im Interview an, dass sich österreichisches Deutsch von jenem unterscheidet, das in Deutschland gesprochen wird. Sie gibt weiters an, selbst keine Dialektsprecherin zu sein, sondern von ihren Eltern, die durchaus Dialektsprecher:innen gewesen seien, „nach der Schrift erzogen“ worden zu sein. Auch in der Schule sei „Hochdeutsch“ gesprochen worden. Die Probandin verwendet die beiden genannten Termini synonym für ihre persönliche Sprechweise. Gleichzeitig reflektiert sie im Gespräch die Apokope des *e* in der Aussprache mancher Verbformen (z. B.: *ich red* anstatt *rede*). Die Grazer Probandin beschreibt einen differenzierten Gebrauch der schriftlichen Sprache. Sie gibt an, im Schriftlichen mehr Wert auf die Korrektheit der Sprache zu legen; dies gelte auch für Postings in den sozialen Medien. Eine Ausnahme würden Textnachrichten bilden, wo die verwendete Sprachform der mündlichen Sprache ähnelt.

B2 gibt an, „nicht so einen richtigen Dialekt [...] wie manch anderer“ zu haben. Obwohl ihre Eltern teils Dialekt gesprochen hätten, habe sich die Sprache der Befragten immer mehr Richtung „Hochdeutsch“ entwickelt. Ihre Eltern hätten zwar noch teils Dialekt mit ihr gesprochen,

die Schullaufbahn in Graz war jedoch prägend für ihre Sprachentwicklung: „Ich glaube, ich habe dadurch erst so richtig die Sprache, eben so wie ich sie jetzt spreche, das Deutsch“. Im Gesprächsverlauf revidiert B2 die für ihre Sprachform benutzte Bezeichnung, sie schreibt Hochdeutsch eher Deutschland zu und nennt das Deutsch, das in Graz gesprochen wird, ein „Deutsch, das sehr nach der Schrift gesprochen wird“. Österreich allgemein verbindet sie aber mit dem Dialekt. Die Probandin erklärt, dass sie Dialekte allgemein gut verstehen würde. Sie sei auch im Berufsalltag im Krankenhaus regelmäßig mit Dialektsprecher:innen konfrontiert. Gleichzeitig würde sie sich aber an ihr Gegenüber und dessen Sprache anpassen: Sie konstatiert dabei bei ihren Patient:innen einen direkten Zusammenhang zwischen höherem medizinischem Wissen und einer Sprache „sehr nach der Schrift“. In den „seriösen Bereiche[n]“, der Wissenschaft und in der Rechtsprechung, sei die Sprache kein Dialekt. Früher im Gespräch erklärt sie bereits, dass eine höhere Schulbildung bzw. ein Studium eher mit der Standardsprache in Verbindung gebracht werde und der Dialekt dabei nicht zum Einsatz komme. Auf der diamesischen Ebene nennt die Probandin einerseits die standardsprachliche Verwendung in den sozialen Medien und andererseits die verkürzte Schreibweise in Textnachrichten, sie gibt wie B1 an, apokopierte Verbformen zu verwenden. Schriftliche Arbeiten an Hochschulen wiederum verbindet sie wiederum mit „Hochdeutsch“.

– K2.2 Französisch

Probandin B3 ist nicht der Meinung, dass es nur eine französische Sprache gibt. Sie habe regionale und situative Unterschiede beobachtet und nennt vor allem die Lexik als auffälligen Bereich. Sie spricht an keiner Stelle von *Dialekt*, *Patois* oder *Akzent* in der Sprache. Sie beschreibt eher Unterschiede auf der diaphasischen Ebene, im Bereich eines Sprachkontinuums, wie es weiter oben erläutert wurde. Dabei verwendet sie aber keinen der entsprechenden Begriffe explizit, sie spricht eher von einem „abweichendem Französisch“ und beschreibt Unterschiede in der von ihr verwendeten Sprache, je nachdem ob sie mit Freund:innen, im familiären Umfeld oder an der Hochschule oder im Nebenjob in der Konditorei Französisch spricht. Von einer etwas „unanständigeren“ Sprache im Freundeskreis über einen „leichteren Ton“ im familiären Umfeld bis zu einem „deutlich höflicheren und gehoberen Wortschatz“ im beruflichen Umfeld reicht demzufolge ihr Sprachrepertoire. Als interessant erweist sich die Antwort auf die Frage, welche Sprache die Befragte an der Hochschule verwendet. Obwohl sie vorher die stilistischen Abstufungen des Französischen in ihrem eigenen Sprachgebrauch beschreibt, antwortet sie lediglich, dass sie Französisch sprechen würden, da es keine Erasmus-Studierenden geben würde und somit Englisch nicht in Frage komme. Auf der diatopischen Ebene beschreibt die Probandin

die Sprache ihres Vaters, der provenzalische Vorfahren habe und noch heute teilweise provenzalische Begriffe verwende. Später im Gespräch spricht B3 auch noch die diastratische Ebene an: Dabei führt sie einerseits Beispiele im schulischen Umfeld und hinsichtlich der verschiedenen sozialen Gruppen an und nennt andererseits die Jugendsprache, die sie selbst auch verwende. Bezüglich des Sprachgebrauchs in den sozialen Medien spricht sich die Befragte für ein standardisiertes Französisch aus, um so die Verständlichkeit zu erhöhen und alle Menschen anzusprechen. In Textnachrichten verwendet die Probandin zwar Abkürzungen, legt aber zunehmend Wert auf die Zeichensetzung.

Probandin B4 zeichnet von Beginn an die französische Regionalsprache Baskisch in ihr Sprachenporträt ein. Sie nennt weiters den *Patois* ihrer Großmutter in der Haute-Savoie und bezeichnet diesen als Sprache der „alten Bauern“. Die Probandin benennt damit die Sprache ihrer Familie in diesem *Département* Frankreichs, erwähnt aber nicht, dass es sich hier um eine pejorative Bezeichnung für eine lokale Varietät des Französischen handelt, die auch in anderen Regionen oder *Départements* des Hexagons verwendet wird. Außerdem spricht die Probandin das Quebecer Französisch an. Die in der kanadischen Provinz gesprochene Varietät des Französischen hat den Ruf, besonders auf die Wahrung französischer Bezeichnungen zu beharren und möglichst wenig Anglizismen in der Sprache zuzulassen. Dieses Klischee führt auch die Befragte an. Weiters spricht die Probandin von *Akzenten* Frankreichs. Sie vereint den *Akzent* von Aix-en-Provence mit jenem von Marseille und stellt diese südfranzösische Sprachform jener des Nordens Frankreichs gegenüber.

Neben dieser diatopischen Unterscheidung führt B4 auch diaphasische Phänomene an, vermischt diese jedoch mit diastratischen:

Aber abgesehen von der Region, gibt es eine „*façon soutenue, couramment ou un peu familière*“ [gehobene, umgangssprachliche oder leicht familiäre Ausdrucksweise], das ist gleich eine ganz andere Welt. Manchmal verstehen meine Eltern gewisse jüngere Ausdrücke gar nicht oder sogar ich selbst, mit anderen Jugendlichen, mit denen ich gar nicht gleich spreche, oder die mit anderen Sprachen mischen. (B4).

Neben einer Anspielung auf das Sprachkontinuum des Französischen geht sie auf soziale Unterschiede ein. Junge Sprecher:innengruppen verwenden demzufolge andere Redewendungen und Begriffe als die Elterngeneration. Diese Unterschiede belegt die Probandin auch mit Beispielen aus dem privaten Umfeld. Weiters spricht sie ganz knapp diamesische Unterschiede an: Wie schon B3 verkürzt auch sie einzelne Wörter in den Textnachrichten. Weiteres gibt die Befragte an, in der Schule bzw. der Ausbildung und bei Prüfungen eine deutliche gehobene Sprache zu verwenden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass bei den österreichischen Befragten die diatopischen Unterschiede ausgeprägter angesprochen wurden als bei den französischen Befragten. Der Dialekt ist bei B1 und B2 durchaus präsent, auch wenn sich beide selbst nicht als Dialektsprecher:innen identifizieren. Sie geben an, den Dialekt / die Dialekte grundsätzlich gut zu verstehen und äußern eine gewisse Sympathie für den Dialekt. Beide Probandinnen machen Unterschiede zwischen einem bundesdeutschen und österreichischem Deutsch fest. B1 weist diesbezüglich ein größeres Bewusstsein und eine genauere Kenntnis auf als B2. Die diastratischen, diaphasischen und diamesischen Dimensionen der Sprache werden zwar von beiden Befragten angesprochen, die Antworten und Erklärungen lassen aber vermuten, dass sie ihnen weniger Bedeutung zusprechen als die französischen Probandinnen dies tun. B3 konzentriert sich in ihren Antworten vor allem auf soziale (diastratische) und stilistische (diaphasische) Unterschiede. Regionale bzw. diatopische Unterschiede spricht sie nur sehr knapp an. Bei B4 hingegen ist auch die diatopische Variation präsent: Neben den Regionalsprachen und dem Quebecer Französisch spricht sie aber ebenfalls über soziale und stilistische Unterschiede. Die diamesischen Unterschiede werden bei allen vier Befragten thematisiert, alle Probandinnen geben an, bei Textnachrichten verkürzte Formen zu verwenden, aber prinzipiell auf eine korrekte Schreibweise zu achten. Die *geschriebene Mündlichkeit* scheint demnach bei allen Probandinnen eine Rolle zu spielen.

4.3 K3 Soziale Bedeutung von Sprache

Diese Kategorie unterteilt sich in eine Reihe von Subkategorien, die soziale Zuschreibungen reflektieren.

– K3.1 Prestige

Probandin B1 schreibt dem Standarddeutsch Prestige zu. Sie verbindet Kulturinstitutionen sowie Fernseh- und Nachrichtensendungen mit „Hochdeutsch“, Filme, in denen Dialekt gesprochen wird, seien die Ausnahme. Für das Fernsehen präzisiert sie, dass sie sich die „Schriftsprache“ erwarte und vor allem eine „klare, deutliche Sprache, auch schön artikuliert“ wichtig sei. Ein leichter Akzent bzw. eine geringe regionale Färbung würden in Ordnung sein. Auch im Bildungswesen sollte das Standarddeutsch vorgezogen werden. Die Befragte begründet das mit der leichteren Verständlichkeit für alle Schüler:innen. Überdies gibt die Probandin an, dass beispielsweise in den sozialen Medien durchaus Dialekt akzeptabel sei, wenn dadurch die Authentizität gesteigert werden kann.

B2 verbindet mit „Hochdeutsch“ vor allem prestigeträchtige Berufsfelder: die Wissenschaft und die Rechtsprechung – sie bezeichnet sie als die „seriösen Bereiche“ – nennt sie als Gebiete,

die „Hochdeutsch“ verlangen würden. Für sie ist vor allem jenes Deutsch prestigeträchtig, das in Deutschland gesprochen wird. Die österreichische (Standard-)Varietät des Deutschen ist der Probandin nicht bewusst.

Die französische Probandin B3 drückt das Prestige der französischen Sprache indirekt aus: Durch die Charakterisierung des Französischen mit Adjektiven wie *wahr*, *ursprünglich* und *alt* deutet sie an, dass der französischen Sprache eine gewisse positive Bedeutung zugesprochen wird. Einen gehobeneren Wortschatz verbindet die Befragte mit höheren sozialen Klassen.

Diese Einstellung teilt auch B4: Sie drückt ebenfalls aus, dass ein gehobeneres soziales Umfeld mit einer gehobeneren Sprache einhergeht. Sie untermauert dies unter anderem mit folgendem Beispiel:

Ihre Eltern [die E. der Freundin] sagen ihr, dass sie nicht „manger“ [essen] sagen soll, sondern zu Mittag „déjeuner“ [mittagessen] oder am Abend „dîner“ [abendessen] sagen soll. Ich persönlich habe das nicht im Besonderen gelernt. Und das ist daher / Das kommt daher, dass sie aus einem etwas bürgerlichem Umfeld kommt. (B4).

Die Befragte liefert somit eine Erklärung für dieses sprachliche Detail, sie führt die unterschiedliche Wortwahl auf die soziale Herkunft zurück. Auch Gumperz (1964: 139) formuliert Ähnliches für das Englische: „Dining and eating both indicate consumption of food, but the former tends to imply more elaborate menus and more rigidly defined etiquette than the latter.“ Auch die von der Befragten getätigten Schilderungen zum Wortschatz an der Hochschule zeugen vom Prestige des gehobenen oder literarischen Französisch.

Überdies wird dabei jene These von Spolsky (2004: 43) unterstrichen, wonach Sprecher:innen ihre Sprache je nach *Domain* variieren. Bei dieser Probandin kommt insbesondere der Faktor des errechneten Vorteils gut zum Vorschein. Sie wählt im universitären Kontext ein gehobenes Französisch, um so höhere Eloquenz zu vermitteln und Fachkenntnisse zu unterstreichen.

Interessant ist dabei, dass die Probandin an keiner Stelle von einem standardisierten Französisch spricht, sondern von einer gehobenen Sprache. Dies zeigte sich auch weiter oben (Kap. 4.2) im Zitat der Probandin, wo sie folgende Abstufungen formulierte: gehobene Sprache, Umgangssprache und familiäre Ausdrucksweise. Auch die Aussage über die generelle Meinung der Menschen, dass Französisch schwierig zu lernen sei, spricht diesem ein gewisses Ansehen zu.

– K3.2 Stigma

Probandin B1 tätigte keine stigmatisierende Aussage.

Die zweite Probandin spricht in ihren Antworten von Schulkolleg:innen aus dem Süden der Steiermark und deren Sprachgebrauch. Sie gibt an, dass diese eher Dialekt sprachen, und sagt: „Die haben sich nicht so richtig auf das Hochdeutsch, sage ich jetzt mal, irgendwie,

eingelassen.“ Die Ausführungen von B2 sind etwas paradox. Einerseits führt sie an, dass der Dialekt geschützt werden sollte und betont, dass das Sprechen von Dialekt nicht mit geringerer Schulbildung oder geringeren einschlägigen Kenntnissen einhergehe. Andererseits tätigt sie aber Aussagen, die durchaus eine gewisse Stigmatisierung des Dialekts ausdrücken: In Ergänzung zu ihren Ausführungen zum Prestige des (Standard-)Deutschen und dessen Einsatz in der Wissenschaft und der Rechtsprechung führt die Probandin an:

[E]s heißt ja nicht, nur weil man im Dialekt spricht, dass man irgendwie weniger kann oder weniger weiß, oder man kann genauso was lernen, nur weil man seinen Dialekt irgendwie beibehält. Man kann ja auch zwischen Dialekt und Hochdeutsch switchen, denke ich mir. Die Frage ist halt, wenn man wirklich sehr viel Deutsch, also wirklich nach der Schrift spricht oder sprechen muss oder arbeitet oder mit Kunden zu tun hat, die eben auch / wo du jetzt nicht im Dialekt irgendwas daherreden kannst, sage ich jetzt mal. (B2).

Sie spricht dem Dialekt somit eine gewisse Seriosität und Dialektsprecher:innen einen höheren Bildungsstand ab. Dieser Punkt wird in der nächsten Subkategorie zu den Stereotypen noch näher beleuchtet.

Wie schon B1, äußerte sich auch B3 nicht explizit stigmatisierend. Sie spricht zwar von Phänomenen diastratischer Variation, zeigt sich aber nicht wertend bezüglich der Sprachverwendung einzelner sozialer Gruppen.

B4 bezieht sich mehrmals auf die Prosodie regionaler Varietäten in Frankreich. Sie spricht neben dem *Marseiller Akzent*, den sie *komisch* findet, auch den *Akzent* der Regionen Nordfrankreichs an. Sie sagt, dass sie ihn nicht mag, formuliert aber keine weitere Begründung. Den *Akzent Marseilles* schreibt sie eher weniger gebildeten Sprecher:innen, gegebenenfalls aus einfacheren Verhältnissen stammend, zu: „Aber ich finde, dass er sich weitet, sobald man in ein Umfeld kommt, das etwas bürgerlicher, etwas gebildeter ist, habe ich den Eindruck.“ Auch über das Quebecer Französisch fällt sie ein wertendes Urteil: „Das [Quebecer Französisch] bringt mich ein bisschen zum Lachen, weil das überraschend ist und manchmal verringert das die Glaubwürdigkeit, weil ich an ein Französisch gewöhnt bin, dass sehr „franchouillard“ [typisch französisch] ist.“

– K3.3 Stereotype

Probandin B1 äußert keine dezidierten Stereotype in Zusammenhang mit Sprachen.

Wie bereits im letzten Punkt erläutert, spricht B2 den Dialektsprecher:innen eine gewisse Ernsthaftigkeit ab. Sie versucht zwar eingangs kein wertendes Urteil zu fällen und keine Vorurteile wiederzugeben, kann dies aber im weiteren Verlauf nicht zur Gänze vermeiden (s. Zitat in K3.2).

B3 tätigt keine explizit stereotypisierenden Aussagen im Interview.

Im Gegensatz zu den ersten drei Interviews, bietet das vierte Gespräch eine gewisse Dichte an Informationen über Vorurteile. Erstens schreibt B4 den *Patois* den „alten Bauern“ zu. Zweitens verbindet sie Baskisch mit Familienfeiern im französischen Baskenland, mit sympathischen Treffen, Gesang und fröhlicher, ausgelassener Stimmung. Drittens äußert sie sich stigmatisierend zum *Akzent Marseilles* und auch zur Quebecer Varietät der französischen Sprache. Beim oben genannten Zitat zum *Marseiller Akzent* fügt sie allerdings noch reflektierend hinzu: „Aber ich weiß jetzt nicht, ob das ein Vorurteil ist. Aber es stimmt, dass der Marseiller Akzent teilweise eine etwas vulgäre Seite hat, die die Leute entweder auslöschen möchten oder sie stehen dazu, aber dann mit einem etwas gehobeneren Wortschatz, denke ich.“ Den lokalen *Akzent* verbindet sie, wie erläutert, mit geringerer Schulbildung und gibt damit ein Stereotyp wieder. Weiters teilt sie, viertens, ein weiteres Stereotyp über das Französische: „Man neigt dazu, zu sagen, dass es sehr schwer zu lernen ist.“ Fünftens erwähnt sie im Interview auch ein Klischee über die Französ:innen, das sie jedoch im nächsten Satz widerlegt, indem sie das Vorurteil richtigstellt. Sie spricht über ein Video, in dem französische Sprecher:innen nachgeahmt werden: „Also schlagen Franzosen einen etwas hochnäsigen Ton an oder sind etwas unhöflich. Ich weiß, dass das auch ein Klischee über die Franzosen ist. Und wir rollen die R. Wir rollen die R eben nicht, wir betonen die R und all diese Dinge in der französischen Sprache.“

– K3.4 Identitätsstiftende Funktionalität

Probandin B1 spricht dem Dialekt eine identitätsstiftende Funktionalität zu. Sie findet, „das zeichnet Österreich und auch gewisse Regionen einfach aus“. Auch die Beschreibung der für sie typischen Dialektsprecher:innen liefert Informationen dazu:

Ich finde zum Beispiel, also meine Verwandtschaft, meine Oma, meine Großeltern, wären die ersten Personen, die mir so einfallen mit „wer spricht im Dialekt“. Dann auch, eigentlich, im Krankenhaus meine Patienten, weil einfach extrem viele im Dialekt gleich reden, wenn sie nicht direkt aus Graz oft kommen. (B1).

Es lässt sich daraus schließen, dass der Dialekt als für diese Personen erste, authentische und natürliche Ausdrucksform gehalten wird. Diese Zuschreibung deckt sich mit Arendt (2019: 335): „Dem Dialekt als räumlich begrenzte Sprechweise wird maßgeblich die Funktion attestiert, die Sprechenden in einem geographischen Kontinuum zu verorten und somit regionale Identität zu manifestieren.“

B2 äußert sich kaum zur identitätsstiftenden Funktion von Sprache. Sie erwähnt lediglich, dass eine authentische Varietät sympathischer und dynamischer sei. Dies lässt eventuell Rückschlüsse auf eine Identifikation von Sprecher:innen mit einer gewissen Sprachform zu, für konkrete Aussagen hätten während des Interviews aber weitere Fragen gestellt werden müssen.

Die dritte Befragte geht nur beschränkt auf identitätsstiftende Sprachphänomene ein: Sie spricht etwa über den spezifischen Wortschatz der französischen Rap-Szene. Das Vokabular dieser Gruppe sei etwa für die Probandin nicht immer klar verständlich und würde der Gruppe eine Abgrenzung gegenüber anderen Personen erlauben. Ähnliches formuliert sie für den Kunst- und Filmbereich.

Die vierte Probandin gibt nur kurze Einblicke in die identitätsstiftende Funktion des Französischen, ihrer „Muttersprache“: „Das Französische eint schon nicht so wenig. Ich denke, dass es schon einen gewissen Stolz auf die Sprache gibt unter den Leuten.“ Außerdem verbindet sie Französisch mit der Nation und der „Nationalkultur“, weitere Erläuterungen dazu folgen unter Kap. 4.5.

– K3.5 Kommunikative Funktionalität

B1 erwähnt gleich eingangs in ihren Erklärungen zum Sprachenporträt, dass Deutsch jene Sprache ist, mit der sie „am leichtesten“ kommuniziere und sich „am meisten“ wohlfühle. Sie schreibt insbesondere der Standardsprache eine kommunikative Funktionalität zu und stellt fest, dass Dialekt durchaus die Kommunikation und die Verständlichkeit einschränken kann. Sie stellt das unter anderem an Beispielen aus dem familiären und schulischen Umfeld dar. In der Schule befürwortet sie eine klare und für alle verständliche Sprache; der Dialekt könne dies nur bedingt gewährleisten. Die Befragte führt aber auch das Fernsehen als Exempel an: Sie spricht sich für eine gute Artikulation seitens der Sprecher:innen aus, findet es aber in Ordnung, wenn eine Person akzentgefärbt spricht. Untertitel stellen für sie eine Möglichkeit dar, um eine bessere Verständlichkeit sicherzustellen.

Die Antworten der zweiten Befragten lassen keine präzisen Informationen über die kommunikative Funktionalität von Sprache zu. B2 spricht über ihre persönliche Anpassungsfähigkeit an den Sprachgebrauch ihres Gegenübers, schreibt aber keiner bestimmten Varietät eine besondere kommunikative Funktion zu.

B3 schreibt der Körpersprache eine sehr starke kommunikative Funktion zu: „Ohne wirklich Wörter zu verwenden oder eine definierte Kommunikation zu etablieren, also über eine Sprache, schafft man es, sich zu verständigen; zumindest kann man ein genaues Gefühl, eine genaue Emotion bekommen in dem Moment.“ Gerade im beruflichen Kontext empfindet sie die nonverbalen Kommunikation als wichtig. Auch im Film findet sie das Bild und das Erkennen der Gestik und Mimik der Schauspieler:innen oftmals wichtiger als die Fähigkeit, deren Sprache bzw. deren Ausdrücke zu verstehen. Die Probandin gibt zwar an, im beruflichen Kontext auf eine gehobene Sprache Wert zu legen, sagt aber auch, dass sie sich an ihr Gegenüber anpasst.

Es geht hier also vor allem um diastratische und diaphasische Phänomene des Französischen. Keine bestimmte Varietät hat dabei eine besondere kommunikative Funktionalität, wie B2 passt auch diese Probandin sich an ihr Gegenüber an.

B4 erklärt, dass eine umgangssprachliche Ausdrucksform oft verwendet wird, um sich anzupassen und sich in eine Gruppe einzufügen. Sie schreibt dieser Sprechweise somit eine bedeutende Funktion zu. Je nach Wortwahl und gewählter Sprachform kann laut der Probandin das Verständnis beeinflusst werden. Varietäten wie etwa das Quebecer Französisch würden die Kommunikationsfähigkeit einschränken.

Rekapituliert man an dieser Stelle die wichtigsten Aspekte dieser Kategorie, kann sofort konstatiert werden, dass nicht alle Probandinnen gleich ausführlich auf die verschiedenen Themen eingegangen sind. Während für die österreichischen Befragten die Standardsprache (das „Hochdeutsche“) prestigeträchtig ist, ist es für die Französischen ein gehobenes bzw. sogar literarisches Französisch, welches eine Probandin auch als *wahr* und *alt* bezeichnet. Je eine österreichische und französische Befragte gibt keine stigmatisierenden Urteile über Sprache ab. Die jeweils zweite Probandin wiederum äußert sehr wohl negative Wertungen. Eine Österreicherin äußert eine negative Meinung zum Dialekt, eine Französin stigmatisiert regionale Varietäten und den *Akzent*. Jene Befragten, die sich nicht stigmatisierend äußerten, tätigten auch keine Aussagen, die Stereotype erkennen ließen. Jene Grazer Probandin, die Dialekt stigmatisiert, verbindet ihn mit geringerer Eloquenz. Das Vorurteil, wonach Dialektsprecher:innen weniger gebildet seien, versucht sie zu widerlegen. In ihren Ausführungen gelingt es ihr aber nicht, ohne bestimmte Klischees auszukommen. Die Probandin aus Aix-en-Provence nennt eine Reihe von positiven und negativen Stereotypen in Bezug auf das Französische und dessen Varietäten. Während zwei Probandinnen (je eine österreichische, je eine französische) sich nur beschränkt zur identitätsstiftenden Funktionalität von Sprache äußern, geben die zwei weiteren Befragten diesbezüglich klare Antworten. Die entsprechende Grazer Probandin schreibt dem Dialekt, die Aixer Probandin der französischen Sprache im Allgemeinen eine große identitätsstiftende Funktionalität zu. Bezüglich der kommunikativen Funktionalität nennt eine österreichische Probandin Deutsch ganz allgemein als Mittel zur Kommunikation, eine französische Probandin spricht von der Umgangssprache als verbindendes Element. Die zweite französische Befragte hebt besonders die nonverbale Kommunikation hervor.

4.4 K4 Sprachpurismus

Diese Kategorie reflektiert sprachpuristische und -konservierende Einstellungen. Die Unterkategorien gehen erstens auf die Beobachtung eines Sprachverfalls im Allgemeinen sowie den Wunsch des Schutzes der Muttersprache oder einer bestimmten Varietät ein. Zweitens erlauben sie eine Analyse der geschilderten Haupteinflüsse aus anderen Sprachen, im Besonderen aus dem Englischen auf das Deutsche bzw. das Französische. Der Einfluss des Bundesdeutschen auf das Deutsche in Österreich fällt nicht in die zweite Subkategorie, sondern im Sinne eines plurizentrischen Ansatzes, wie er weiter oben erläutert wurde, in die erste Subkategorie.

– K4.1 Sprachverfall

B1 spricht vom Einfluss des Bundesdeutschen auf die österreichischen Sprecher:innen. Der Haupteinfluss kommt dabei laut der Probandin von den Medien bzw. im Konkreten vom deutschen Fernsehen in Österreich. Sie sieht davon vor allem den Dialekt betroffen. Sie fürchtet jedoch nicht, dass der Dialekt zur Gänze aussterben wird. Sie denkt, dass gerade dank der peripheren Gebiete in den Alpenregionen der Dialekt länger präserviert werden kann. Nichtsdestotrotz findet sie, dass der Dialekt in Österreich geschützt werden sollte.

B2 unterscheidet zwischen einem „richtige[n] Deutsch“ (für sie jene Varietät des Deutschen, die in Graz gesprochen wird) und dem Dialekt. Sie meint, dass der Dialekt weiterhin gesprochen werden wird und geschützt werden sollte.

Die französische Probandin B3 äußert sich deutlich ausgeprägter zum Thema Sprachpurismus. Sie unterstreicht einerseits die Schönheit der französischen Sprache, betont aber andererseits auch, dass diese sich als „lebende Sprache“ weiterentwickeln sollte. Ihre Kritik liegt im Sprachverfall durch gewisse Füllwörter, die gerade von jugendlichen Sprecher:innen immer häufiger verwendet werden, ohne bedeutungstragend zu sein. Sie spricht dabei von „Störwörtchen“, die sich vermehrt in den Sprachgebrauch einnisten. Als möglichen Grund nennt sie die Hektik und Schnelllebigkeit der Gegenwart. Ihr ist es ein Anliegen, dass der Reichtum der französischen Sprache erhalten bleibt: Wenn die Sprecher:innen sich der Existenz gewisser Besonderheiten bewusst sind, sei eine Weiterentwicklung der Sprache in Ordnung. Sie bezeichnet die Sprache in dem Zusammenhang als die „alte französische Sprache“, als das „wahre Französisch“, das „ursprüngliche Französisch“, welches erhalten bleiben sollte.

B4 äußert sich nur in Bezug auf Spracheinflüsse durch andere Sprachen zu dem Thema, sie geht aber nicht weiter auf konservierende oder puristische Aspekte ein. Sie erwähnt im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit dieser Thematik andere Akteur:innen bzw.

Institutionen. Dabei spricht sie vor allem die politische Parteien an, die dem rechten Lager zuzuordnen sind.

– K4.2 Einflüsse anderer Sprachen

B1 sieht eine große Bedeutung der englischen Sprache im beruflichen und medialen Rahmen. Als Physiotherapeutin bezeichnet sie Englisch als wichtige Sprache für Studien und wissenschaftliche Artikel. Sie gibt an, dass „es dann einfach auch anfängt, dass wir gewisse Ausdrücke gar nicht übersetzen, wenn irgendwas herausgefunden wird, sondern, dass du das dann in der Sprache gleich sagst und verwendest“. Durch ihre schulische Bildung war *Denglisch* schon früh präsent, jedoch sei sie früher durchaus zu einer Vermeidung englischer Ausdrücke im deutschen Sprachgebrauch ermahnt worden. Heute beobachtet sie, dass Sprecher:innen englische Bezeichnungen verwenden, weil sie kürzer sind als die deutschen oder weil die deutsche Sprache womöglich gar kein Wort kennt, um das gleiche Konzept auszudrücken. Außerdem merkt sie einen zunehmenden Einfluss durch die sozialen Medien und den Film an: „Und wenn jemand schon ein bisschen interessiert ist oder die Sprache halbwegs kann, dann kommt mir schon vor, dass viele anfangen, die Dinge auch auf Englisch zu schauen.“

B2 konstatiert einen zunehmenden Einfluss des Englischen auf das Deutsche, sowohl im eigenen Sprachgebrauch als auch allgemein. Sie spricht vom „Switchen“ zwischen den beiden Sprachen und von einer Mischung der beiden. Der Begriff *Denglisch* kann als Ausdruck dafür gesehen werden. Insbesondere Menschen aus ihrem sozialen Umfeld beeinflussen die Probandin dementsprechend im Sprachgebrauch.

B3 nennt das Englische und das Arabische als Haupteinflusssprachen auf die französische Sprache, insbesondere der Jugendlichen. Sie denkt, dass die Wörter „aus dem beruflichen Bereich auf den persönlichen Bereich übergeschwappt sind“. Die Probandin empfindet diesen Einfluss als „etwas schade“, der jeweils entsprechende französische Begriff sollte bevorzugt Anwendung finden. Gleichzeitig sieht sie eine gewisse Macht in der Verwendung von Anglizismen: „Aber ob man heute ein bisschen verpflichtet ist, diese Wörter zu verwenden, weil alle diese Wörter verwenden? Beinahe wäre die Kommunikation schwieriger, wenn man andere Wörter verwendet.“ Sie führt diese Reflexionen an einem Beispiel (*divulgacher* ‚für ‚spoilern‘) aus und kommt dabei zu dem Schluss, dass dieser vergleichsweise junge französische Begriff weniger elegant ist als Lexeme des „ursprüngliche[n] Französisch“.

B4 spricht von einem „enormen Einfluss [...] aus dem Englischen“. Im Gegensatz zu B3 spricht sie durchaus vom französischen Pendant zum Denglischen, dem *Franglais*. Sie empfindet eine gewisse Nostalgie bei dem Gedanken, dass englische Wörter die französischen

ersetzen. Sie selbst versucht die „sehr schöne Sprache“ Französisch beizubehalten und englische Wörter zu vermeiden. Trotz der von ihr geschätzten Bedeutung des Englischen als *lingua franca* im internationalen Raum vertritt sie die Meinung, dass englische Lexeme im Französischen „hochnäsig und nicht gerade sehr professionell“ wirken. Gleichzeitig verurteilt sie aber die sprachkonservierende Position des politisch rechten Lagers: „Ich würde nicht so weit gehen, wie in sehr rechten Lagern, dass das abscheulich ist und dass man aufhören sollte, Englisch zu sprechen.“ Auch die in ihren Augen stark sprachkonservierende Haltung der Quebecer:innen bezeichnet sie als zu extrem und vor allem „witzig“.

Weitere Einflüsse auf ihre Umgangssprache sieht die Befragte aus dem Arabischen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass die österreichischen Probandinnen sich primär um den Verfall des Dialekts sorgen, nur eine der beiden Befragten spricht den Einfluss des Bundesdeutschen auf das österreichische Standarddeutsch an. In den Antworten der Französisinnen ist auffällig, dass sie beide von der „schönen“ französischen Sprache reden und Einflüsse gern vermeiden möchten. Nur eine der beiden französischen Probandinnen (B3) geht in diesem Zusammenhang näher auf einen Sprachverfall in der Jugendsprache ein. Alle vier Probandinnen sprechen über den großen Einfluss des Englischen auf ihre jeweiligen Muttersprachen. Drei der vier Befragten versuchen Anglizismen zu vermeiden, auch wenn diese oft konkreter, einfacher und im internationalen Kontext praktisch seien. Die französischen Befragten sprechen außerdem über Arabismen, ein Phänomen, das keine der beiden österreichischen Probandinnen anspricht – dies mag auf die Geschichte Frankreichs als Kolonialmacht und den hohen Anteil arabischsprachiger Menschen in Südfrankreich zurückzuführen sein.

4.5 K5 Nation und Sprache

Zuletzt sollte noch auf den Zusammenhang von Nation und Sprache eingegangen werden. Es handelt sich hier um die Antworten auf die konkrete Frage danach, ob die Probandinnen ihren Staat / ihre Nation (eher) mit der Standardsprache oder mit (einem) Dialekt (bzw. einer Non-standard-Sprachform) verbinden. Dabei wurden jene Begriffe verwendet, die die Probandinnen auch zuvor im Interview genannt hatten. Außerdem fallen auch jene Informationen der Sprachenporträts in diese Kategorie, die Auskunft über derartige Zuschreibungen geben, im Speziellen die Darstellung der „Muttersprache“ in den Farben der Flagge des jeweiligen Landes.

Probandin B1 schreibt diverse Sprachbezeichnungen in die Silhouette, sie verwendet dabei teils Farben der Landesflaggen, etwa Rot für Deutsch und die Dialekte des Deutschen in Österreich. Sie verbindet den Staat Österreich eher mit den Dialekten und ist der Meinung, dass „das

Österreich auch ein bisschen auszeichnet“. Sie empfindet es als positiv, wenn Gemeinden dem Dialekt Beachtung schenken und an den Ortseinfahrten etwa Beschilderungen im Dialekt vornehmen.

Bei B2 ist keine gezielte Farbwahl zu erkennen. Ihre Zuschreibung des Deutschen zur österreichischen Nation fällt nicht eindeutig aus. Sie verbindet zwar Österreich an sich eher mit dem Dialekt und die Stadt Graz mit „Deutsch“, wendet dann aber ein, dass die Grazer:innen doch nicht wie die Bundesdeutschen sprechen würden, sondern „schon eher nach der Schrift“. In der Antwort von B2 ist aber ein gewisses Zögern verbunden mit Unsicherheit zu erkennen.

B3 zeichnet ihre „Muttersprache“ Französisch sofort in den Farben der französischen Landesflagge in die Silhouette ein – das entsprechende Vorgehen wählt sie auch für Italienisch und Englisch. Die französische Nation verbindet sie aber eher mit einem „abweichenden Französisch“. Wie im Kapitel zur Variation angeführt, erläutert B3 verschiedene Phänomene verschiedener Ebenen der Variation und geht auch auf sprachliche Einflüsse aus anderen Kulturräumen ein. Sie betont zwar die Schönheit der französischen Sprache, erklärt aber, dass ihre „Reichtümer“ auch aus anderen Ländern kommen würden.

B4 verwendet die Farbe Blau, um „ihre Muttersprache“ einzuzeichnen. Wie B1 verwendet sie also eine Farbe der Landesflagge, um diese Sprache zu markieren. Sie verbindet den französischen Staat klar mit der Sprache Französisch: „Ich denke nicht, dass die unterschiedlichen Regionalsprachen ausreichend markiert sind, damit das die Nation teilen könnte.“ Die Befragte lässt sich aber nicht zur Gänze auf die Frage zu Nation und Sprache ein. Sie setzte sich in der Vergangenheit mit dem Konzept von Nation und Sprache auseinander und spricht im Interview von der Schwierigkeit der Definition der Begriffe. Gleichzeitig spricht sie der Sprache eine einigende Funktion zu und bezeichnet sie auch als „Nationalkultur“:

Das Französische eint schon nicht so wenig. Ich denke, dass es schon einen gewissen Stolz auf die Sprache gibt unter den Leuten. Weil im Ausland ist sie [die französische Sprache, Anm. KJ] vielleicht ein bisschen geschätzt, oder eher idealisiert. Und man hat sogar Tendenz dazu zu sagen, es ist schön, wenn jemand Englisch spricht mit einem französischen Akzent und so. Also ja, ich denke, dass die Franzosen ihre Sprache gern mögen. Daraus stammt auch die Idee, dass man sie manchmal schützen möchte, und die Tatsache, dass man sie als Nationalkultur betrachtet. (B4).

Die Antworten zeigen, dass die österreichischen Probandinnen ihr Heimatland mit dem Dialekt in Verbindung bringen. Auch wenn B2 für die Stadt Graz eine Ausnahme konstatiert, bleibt der Dialekt die dominante Konnotation. Für die frankophonen Probandinnen ist die Zuschreibung einerseits durch den Zusammenhang von Sprache und Nationalflagge gegeben, andererseits drücken B3 und B4 die Zuschreibung der französischen Sprache zur französischen Nation auch

klar aus. Es liegt die Vermutung nahe, dass diese Differenzen in der unterschiedlichen historischen Entwicklung der beiden Länder begründet liegen: Die große sprachliche Heterogenität in Österreich in Bezug auf regionale Varietäten steht der rigiden Sprachpolitik des französischen Staates gegenüber.

5 Conclusio, Limitationen, Ausblick

Abschließend kann festgehalten werden, dass alle vier Probandinnen jene Sprache, die sie als erstes erlernt haben, als ihre „Muttersprache“ bezeichneten: Die zwei österreichischen Probandinnen zeichneten im Zuge der Erhebung des Sprachenporträts demnach als erstes „Deutsch“, die beiden Französinen „Französisch“ in die Silhouette ein. Nur eine Probandin (B4) geht in diesem Zusammenhang auch sofort auf die Variation (der „Muttersprache“) ein. Bei den anderen Probandinnen geschah dies erst auf Nachfrage. Wie im theoretischen Rahmen dieser Arbeit im Anschluss an Busch (2021) geschildert wurde, half die Methode des Sprachenporträts vor allem dabei, die emische Sicht auf Sprache in Erfahrung zu bringen. Der Blick auf sich selbst erwies sich dabei für die Gewährspersonen als hilfreich. Alle Probandinnen drückten aus, dass sie es gut und spannend fanden, über diese – für sie bisher wenig reflektierte – Thematik nachzudenken. Eine Probandin sah in der Methode des Sprachenporträts explizit eine gute Stütze. Neben der leiblichen Dimension des Spracherlebens der Gewährspersonen konnte auch dessen emotionale Dimension in beschränktem Maße analysiert werden, wenngleich auch die Lesart der Interviews als Text diesbezüglich keine umfassende Analyse erlaubt. Die Tatsache, wann die Teilnehmenden „ihre“ Sprachen bzw. Varietäten im Gespräch in die Silhouette einzeichneten und an welcher Stelle sie dies taten, lässt aber durchaus einschlägige Rückschlüsse zu.

Auffällig war außerdem, dass, wie auch bei Busch (2021) geschildert, die historisch-politische Dimension einen wichtigen Aspekt der emischen Sicht auf Sprache(n) darstellt. Die Probandinnen schilderten durchgehend Veränderungen im Spracherleben sowie hinsichtlich der Spracheinstellungen im Zusammenhang mit dem Schuleintritt oder Schulwechsel (vgl. Busch 2021: 19). Auch der Wechsel ins Berufsleben oder an die Hochschule war prägend. Insofern kann der Aussage von Blommaert (2009: 424), wonach das sprachliche Repertoire die Erfahrungen und vielfältigen Einflüsse eines ganzen Lebens widerspiegelt und nicht allein durch die Geburt in ein soziales System eingeordnet wird, nur zugestimmt werden. Die Abfrage nach *Domains*, wie sie von Spolsky (2004) erläutert werden, zeigte sich dabei als gewinnbringend. Gerade zwischen dem familiären Umfeld, der Schule bzw. später Universität und dem beruflichen Alltag zeigten sich die größten Unterschiede.

In Bezug auf die sprachliche Variation fällt auf, dass die Österreicherinnen deutlicher auf die diatopische Variation eingingen, während die Französinen zwar den räumlichen Aspekt ansprachen, sich jedoch wesentlich ausführlicher zur diastratischen und diaphasischen Variation äußerten. Beide österreichischen Interviewpartnerinnen äußerten sich zum Dialekt, aber nur eine der beiden (B1) legte Wert darauf, ihn auch in ihrem Sprachenporträt zu vermerken. Beide Grazerinnen äußerten sich (in unterschiedlicher Ausprägung) zu den Unterschieden zwischen einem österreichischem und bundesdeutschen Deutsch. Beide Probandinnen wählten für die Standardsprache die Termini „Hochdeutsch“ und „Sprache nach der Schrift“, wobei sie nicht die gleiche Definition dafür nannten. Den Begriff Standarddeutsch nannte keine der zwei österreichischen Probandinnen. Jenes variative Kontinuum, das in 2.5.1 für die deutsche Sprache präsentiert wurde, wurde von den Befragten nur in Ansätzen angesprochen. Ein Aspekt, den sie mit den französischen Probandinnen teilten – auch diese nannten nur einzelne Formen des Variationsspektrums der französischen Sprache.

Eine der französischen Probandinnen (B3) sprach ausschließlich über lokale Varietäten des Französischen in bestimmten Städten, erwähnte aber keine ländlichen Regionen oder andere frankophone Sprachgebiete, sie ging auch nicht auf die Regionalsprachen ein. Die zweite Befragte (B4) hingegen bezog sich gleich eingangs auf Regionalsprachen sowie den *Patois* und äußerte sich später zur französischen Sprache in Quebec. Für die beiden Aixnerinnen sind die stilistischen und sozialen Unterschiede wesentlich für die Variation der Sprache: Gerade die Jugendsprache und die gehobene Sprache stechen als soziale Unterscheidungsmerkmale hervor. Sie fungieren als distinktives Merkmal und entscheiden über Zugehörigkeit zu oder Ausschluss aus einer Gruppe (vgl. Busch 2019: 110).

Beide österreichischen Probandinnen schrieben dem *Hochdeutsch* das höchste Prestige zu. Sie stellten dieses dem Dialekt gegenüber, der für eine der Probandinnen (B1) wiederum die größere identitätsstiftende Funktionalität aufweist. Bei der zweiten Befragten aus Graz (B2) ließ sich diese Zuschreibung zwar interpretativ konstatieren, jedoch drückte sie diese nicht eindeutig aus. Sie deutete eine Stigmatisierung des Dialekts an und verband ihn mit einem geringeren Bildungsstandard. Allgemein wurden allerdings kaum Vorurteile genannt. B1 und B2 merkten jedoch einen Sprachverfall in Österreich an, sie sahen vor allem den Dialekt davon betroffen. Als Hauptfaktoren diesbezüglich nannten sie dabei vor allem den Spracheinfluss aus Deutschland (der bundesdeutsche Standard verbreite sich vor allem durch die (sozialen) Medien in Österreich) und die englische Sprache (Anglizismen würden vermehrt Einzug in die deutsche Sprache finden (s. *Denglisch*)). Keine der beiden Grazerinnen äußerte jedoch eine extrem sprachpuristische Einstellung. Trotz dem Prestige, das sie der intendierten Standardvarietät,

dem *Hochdeutsch* zugeschrieben, liegt ihnen vor allem der Dialekt am Herzen. Sie verbanden ebendiesen mit der Nation Österreich und befürworteten auch einen Schutz des Dialekts bzw. der Dialekte. Dem gegenüber steht jedoch die Aussage der Probandin (B1), die dem *Hochdeutschen* die höhere kommunikative Funktionalität zuerkennt.

Die zwei französischen Befragten schrieben der französischen Sprache allgemein großes Prestige zu. Sie betonten die Schönheit der Sprache und bezogen sich mehrmals auf die „alte französische Sprache“, „das wahre Französisch“ (beides B3) und die „gehobene Sprache“ (B4). Während eine der Probandinnen (B3) keine stigmatisierenden oder stereotypisierenden Äußerungen tätigte, schrieb die zweite Interviewte (B4) insbesondere jener Varietät, die in Marseille gesprochen wird, eine vulgäre Seite zu. Die Regionalsprache Baskisch hingegen versah sie mit positiven Attributen, die Heiterkeit und Leichtigkeit ausdrücken. Dieselbe Probandin (B4) sah im Französischen einen starken identitätsstiftenden Faktor: Sie bezeichnete die Sprache als „Nationalkultur“ und äußerte sich gegen den wachsenden Einfluss aus dem Englischen. In Bezug auf einen erforderlichen Schutz des Französischen blieb sie jedoch diplomatisch und verwies auf politische Einrichtungen bzw. Parteien, die sich mit diesem Anliegen beschäftigen. Die zweite Probandin aus Aix-en-Provence (B3) verband Frankreich mit einem „abweichenden“ Französisch, d. h. einem Französisch, das vom traditionellen Französisch abschwenkt und eine Reihe arabischer sowie englischer Einflüsse aufweist. Diese Einflüsse betrachtete sie als natürlich, die Verwendung neuer Termini als kommunikative Erleichterung. Demnach kann ihre Einstellung nicht als sprachpuristisch oder sprachkonservierend eingestuft werden.

Drei der vier Probandinnen ist gemein, dass sie sich kaum zu sprachpolitischen Themen äußerten, allein B4 bildete darin eine Ausnahme. Dabei könnte insbesondere dieser Aspekt noch viele interessante Informationen bieten. Die jüngsten Debatten um „inklusive“ Schreibweisen in Frankreich und auch in Österreich könnten hier als Ausgangspunkt dienen. Hier stellt sich die Frage, ob sprachplanerische Maßnahmen in Österreich und Frankreich der Bevölkerung und insbesondere der Zielgruppe der Proband:innen nicht bewusst sind oder ob die Gewährspersonen den Zusammenhang zwischen den im Interview gestellten Fragen und den politischen und institutionellen Maßnahmen nicht herstellen konnten.

Weiters könnten einerseits zusätzliche Interviews mit Proband:innen des gleichen soziodemografischen Profils sowie andererseits Sprecher:innen aus ländlichen Regionen und auch älteren Proband:innen mit einem ähnlichem Profil (seit Geburt in derselben Stadt lebend, keine philologische Vorbildung, nicht mehrsprachig aufgewachsen) die Analyse erweitern und die Aussagekraft verstärken.

Im Licht diverser Limitationen vorliegender Arbeit zeigen sich retrospektiv Verbesserungsmöglichkeiten im Bereich der Interviewvorbereitung und -durchführung: In Zukunft sollte versucht werden, die Zurückhaltung einzelner Befragten noch weiter zu minimieren, um möglichst authentische Antworten zu erhalten. In Bezug auf den Interviewleitfaden wäre anzudenken, die Frage(n) nach der sozialen Bedeutung von Sprache noch konkreter zu formulieren und entsprechende Antworten zu hinterfragen, um aufschlussreichere Informationen zu erhalten. In diesem Zusammenhang sollte allerdings auch die Gefahr der allzu starken Lenkung und Beeinflussung der Probandinnen noch weiter überdacht und berücksichtigt werden. Eine Auswertung der Interviews als Interaktion könnte weitere wertvolle Anhaltspunkte liefern und die Auswertung bereichern.

6 Bibliografie

Académie française (2023): Le français aujourd'hui. URL: <https://www.academie-francaise.fr/la-langue-francaise/le-francais-aujourd'hui> [Zugriff: 21.09.2023].

Académie française (2017): Déclaration de l'Académie française sur l'écriture dite « inclusive ». URL: <https://www.academie-francaise.fr/actualites/declaration-de-lacademie-francaise-sur-lecriture-dite-inclusive> [Zugriff: 21.09.2023].

Arendt, Birte (2019): Wie sagt man hier? Bewertungen von Dialekt, Regionalsprache und Standard im Spannungsfeld regionaler Identität und sozialer Distinktion. In: Antos, Gerd/Nier, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen 10), 333–352.

Ammon, Ulrich (2005): Pluricentric and Divided Languages / Plurizentrische und geteilte Sprachen. In: Ammon, Ulrich [u. a.] (Hg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik (Vol. 2). 2. Auflage. Berlin/New York: de Gruyter 1536–1543.

Bakhtin, Mikhael (1981): The dialogic imagination: four essays. In: Holquist, Michael (Hg.): The Dialogic Imagination. Austin: University of Texas Press.

Bakhtin, Mikhail (1986). The Problem of Speech Genres. In: Emerson, Caryl/Holquist, Michael (Hg.): Speech Genres and Other Late Essays. Austin: University of Texas Press, 60–102.

Blanchet, Philippe (2016): Discriminations : combattre la glottophobie. Paris: Textuel.

Blommaert, Jan (2009): Language, Asylum, and the National Order. In *Current Anthropology*, 50(4), 415–441. URL: <https://doi.org/10.1086/600131> (20.07.2023).

Buchner, Elisabeth / Elspaß, Stephan / Fuchs, Eva (2022): Innere Mehrsprachigkeit im Unterricht – Sprachnormerwartungen und Varietätentoleranz. In: Stadnik, Elena: Sprachenvielfalt und Mehrsprachigkeit im Unterricht. Linguistische Beiträge zur sprachlichen Bildung. Wien: LIT-Verlag (Schriften der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Wien/Krems 24) 23–38.

Bundeskanzleramt (2023): Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen. URL: <https://www.bundeskanzleramt.gv.at/themen/volksgruppen/europaische-sprachencharta.html> [Zugriff: 27.09.2023].

Busch, Brigitta (2003): Sprachenpolitik in Österreich. Eine Bestandsaufnahme. Frankfurt: Peter Lang.

Busch, Brigitta (2012): Das sprachliche Repertoire Oder Niemand ist einsprachig. Klagenfurt [u. a.]: Drava.

Busch, Brigitta (2017): Expanding the Notion of the Linguistic Repertoire. On the Concept of Spracherleben – The Lived Experience of Language. In: *Applied Linguistics* 2017, Vol. 38/3, 340–358.

Busch, Brigitta (2019): Sprachreflexion und Diskurs: Theorien und Methoden der Sprachideologieforschung. In: Antos, Gerd/Nier, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen 10), 107–139.

Busch, Brigitta (2021): Mehrsprachigkeit. 3. Auflage. Wien: facultas.

Dammel, Antje (2022): Varietäten des Deutschen. In: Klabunde, Ralf [u. a.] (Hg.): Linguistik im Sprachvergleich. Germanistik – Romanistik – Anglistik. Berlin: J. B. Metzler, 673–697.

De Cillia, Rudolf (2003): Braucht Österreich eine Sprachenpolitik? In: Busch, Brigitta: Sprachenpolitik in Österreich. Eine Bestandsaufnahme. Frankfurt: Peter Lang, 9–42.

Deppermann, Arnulf (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 14 (3), Art. 13. URL: <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2064/3584> (26.05.2023).

Die Presse (2011, 27. April): Chronologie: Der Ortstafel-Streit seit 1955. In: Die Presse Online. URL: <https://www.diepresse.com/647029/chronologie-der-ortstafel-streit-seit-1955> [27.09.2023].

Die Presse (2018, 12. Juni): Quote für heimische Musik wird erhöht: ORF will 33 Prozent. Die Presse Online. URL : <https://www.diepresse.com/5445477/quote-fuer-heimische-musik-wird-erhoeht-orf-will-33-prozent> [27.09.2023].

Deutsch in Österreich (DiÖ) (2023): SFB Deutsch in Österreich. URL: <https://www.dioe.at/> [Zugriff: 23.11.2023].

Dresing, Thorsten / Pehl, Thorsten (2013): Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. 5. Auflage. Marburg.

Ebner, Jakob (2019): Österreichisches Deutsch. Wörterbuch der Gegenwartssprache in Österreich. 5. Auflage. Berlin: Duden.

Edler, Stefanie (2023): Des is gonz a ondere Sprache wie in Graz – Vergleichspartikeln im Vergleich: Variation in Stadt und Stadtperipherie im Deutschen in Österreich. In: Braun, Christian / Scherr, Elisabeth: Variabilität und Wandel. Sprache im Spannungsfeld zwischen System und Gebrauch. Festschrift für Arne Ziegler zum 60. Geburtstag. Wien: Praesens, 39–58.

Edwards, John (1996): Language, Prestige and Stigma. In: Goebel, Hans [u. a.]: Kontaktinguistik/Contact Linguistics/Linguistique de contact (Vol. 1). Berlin/New York: de Gruyter, 703–708.

Fishman, Joshua A. / Cooper, Robert L. / Ma, Roxana (1971): Bilingualism in the barrio. In: Research Center for the Language Sciences. Bloomington: Indiana University.

Fishman, Joshua A. (1972): Domains and the relationship between micro- and macrosociolinguistics. In: Gumperz, John J. / Hymes, Dell (Hg.): Directions in sociolinguistics. New York: Holt, Rinehart and Winston, 435–453.

Garrett, Peter (2010): Attitudes to Language. Cambridge University Press. URL: <https://doi.org/10.1017/CBO9780511844713> [Zugriff: 14.09.2023].

Gerstenberg, Annette / Dermarkar, Cynthia (2022): Varietäten des Französischen. In: Klabunde, Ralf [u. a.] (Hg.): Linguistik im Sprachvergleich. Germanistik – Romanistik – Anglistik. Berlin: J. B. Metzler, 721–747.

Glauning, Manfred M. (2012): Stigma als Strategie – Zum „Dialekt“-Gebrauch im Wiener Deutsch. In: Kanz, Ulrich / Kilgert-Bartonek, Nadine / Schiebl, Ludwig (Hg.): Die Heimat auf der Zunge tragen – Mundart als Sprachschatz. Beiträge zur internationalen Dialektologentagung anlässlich des 70.

Geburtstags von Ludwig Zehetner, Hetzenbach (Oberpfalz), März 2009, Regensburger Dialektforum, Band 18. Regensburg: edition vulpes, 89–101.

Glauninger, Manfred M. (2015): (Standard-)Deutsch in Österreich im Kontext des gesamtdeutschen Sprachraums. Perspektiven einer funktional dimensionierten Sprachvariationstheorie. In: Lenz, Alexandra N. / Ahlers, Timo / Glauninger, Manfred M. (Hg.) (2015): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert: theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang, 11–57.

Glück, Helmut / Rödel, Michael (2016): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart: J.B. Metzler. URL: <https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.1007/978-3-476-05486-9> [Zugriff: 22.11.2023].

Gumperz, John J. (1964): Linguistic and Social Interaction in Two Communities. *American Anthropologist* 66, 137–153. URL: <https://www.jsor.org/stable/668168> [Zugriff: 24.07.2023].

Haddock, Geoffrey / Maio Gregory R. (2014): Einstellungen. In Jonas, Klaus / Stroebe Wolfgang / Hewston, Miles (Hg.): *Sozialpsychologie*. 6. Auflage. Berlin/Heidelberg: Springer, 197–229.

Heller, Monica (2005): Language and Identity/Sprache und Identität. In: Ammon, Ulrich [u. a.] (Hg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik* (Vol. 2). 2. Auflage. Berlin/New York: de Gruyter, 1582–1587.

Huchon, Mireille (2002): *Histoire de la langue française*. Paris: Librairie Générale Française.

INSEE (2023): Comparateur de territoires. Commune d'Aix-en-Provence (13001). URL: <https://www.insee.fr/fr/statistiques/1405599?geo=COM-13001> [Zugriff: 20.07.2023].

Kaplan, Robert B. / Baldauf Jr., Richard B. (1997): *Language Planning. From Practice to Theory*. Clevedon et al.: Multilingual Matters.

Kremnitz, Georg (2015): *Frankreichs Sprachen*. Mouton: De Gruyter.

Kroskrity, Paul (2010): Language ideologies – Evolving perspectives. In: Östman, Jan-Ola / Verschueren, Jan (Hg.): *Handbook of Pragmatics*. 192–211.

Kuckartz, Udo / Rädiker, Stefan (2022): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. 5. Auflage. Basel: Beltz.

Le Monde (2021, 7. Mai): *Ecriture inclusive : Jean-Michel Blanquer exclut l'utilisation du point médian à l'école*. URL: https://www.lemonde.fr/societe/article/2021/05/07/jean-michel-blanquer-interdit-l-ecriture-inclusive-a-l-ecole_6079436_3224.html [Zugriff: 11.09.2023].

Les linguistes atterrées (2023): *Le français va très bien*. In: Gallimard, Antoine (Hg.): *Tracts Gallimard*, Band 49. Paris: Gallimard.

Marten, Heiko (2016): *Sprach(en)politik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.

MAXQDA (2022): MAXQDA. Die #1 Software für qualitative und Mixed-Methods-Datenanalyse. URL: <https://www.maxqda.com/de> [Zugriff: 05.01.2024].

Merleau-Ponty, Maurice (2012): *Phenomenology of Perception*. London, New York: Taylor & Francis Group. URL: <https://ebookcentral-proquest-com.uaccess.univie.ac.at/lib/univie/detail.action?docID=1433878> [Zugriff: 25.07.2023].

Misoch, Sabina (2019): *Qualitative Interviews*. 2. Auflage. Berlin/Boston: De Gruyter.

Muhr, Rudolf (2003): Erdäpfelsalat bleibt Erdäpfelsalat. In: Busch, Brigitta: *Sprachenpolitik in Österreich. Eine Bestandsaufnahme*. Frankfurt: Peter Lang, 196–225.

Newerkla, Stefan Michael (2023): Rekonstrukce vícejazyčnosti a historických jazykových kontaktů v Rakousku a habsburské monarchii [Reconstructing Multilingualism and Historical Language Contact in Austria and the Habsburg Monarchy]. In: *Český jazyk a literatura* Band 73. 3, 105–110.

Österreichischer Rundfunk (ORF) (2023, 21. März): Deutsch als Pausensprache für Schulen nicht umsetzbar. In: news ORF online. URL: <https://orf.at/stories/3309660/> [Zugriff: 28.09.2023].

Österreichischer Rundfunk (ORF) (2023, 26. September), Tag der Sprachen: Stirbt Österreichisch aus? In: news ORF online. URL: <https://steiermark.orf.at/stories/3225625/> [Zugriff: 26.09.2023].

Österreichische Akademie der Wissenschaften (ÖAW) (2023): Geschichte des WBÖ. URL: <https://www.oeaw.ac.at/de/acdh/sprachwissenschaft/projekte/wboe/geschichte-des-wboe> [Zugriff 27.09.2023].

Preston, Dennis R. (2017): The cognitive foundations of language regard. In: *Poznán Studies in Contemporary Linguistics* 53/1, 17–42.

Purschke, Christoph (2015): REACT – A constructivist theoretic framework for attitudes. In: Prikhodkine, Alexei / Preston Dennis R. (Hg.): *Responses to Language Varieties: Variability, Processes, and Outcomes*. Amsterdam: John Benjamins, 37–54.

République française (1995): Constitution du 4 octobre 1958, Article 2. URL : https://www.legifrance.gouv.fr/loda/article_lc/LEGIARTI000006527453 [Zugriff: 21.09.2023].

Republik Österreich (2023): Bundes-Verfassungsgesetz (B-VG), Artikel 8. URL: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000138> [Zugriff: 26.09.2023].

Roport, Pierre (2017, 1. November): L'Académie française est-elle encore utile ? In: France Culture. URL: <https://www.radiofrance.fr/franceculture/l-academie-francaise-est-elle-encore-utile-7236258> [Zugriff: 22.09.2023].

Schmidt, Jürgen E. / Herrgen, Joachim (2011): *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalforschung*. Berlin: Erich Schmidt.

Sibille, Jean (2000): *Les langues régionales*. Paris: Flammarion.

Sinner, Carsten (2013): *Varietätenlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.

Solms, Hans-Joachim (2019): Sprache und Nation. Sprachreflexion und Sprachbewertung im Kontext gesellschaftspolitischer Identitätsbildung. In: Antos, Gerd/Nier, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.):

Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen 10), 191–217.

Soukup, Barbara (2019): Sprachreflexion und Kognition: Theorien und Methoden der Spracheinstellungsforschung. In: Antos, Gerd/Nier, Thomas/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen 10), 83–106.

Spolsky, Bernard (2004): Language Policy. Cambridge: University Press.

Statistik Austria (2022): Einwohnerzahl und Komponenten der Bevölkerungsentwicklung. Graz. In: Ein Blick auf die Gemeinde. URL: <https://www.statistik.at/blickgem/pr1/g60101.pdf> [Zugriff: 20.07.2023].

Stepan, Max (2023, 1. August): Gender-Erlass in Niederösterreich in Kraft, Beamter kündigt Protest an. Der Standard Online. URL: <https://www.derstandard.at/story/3000000181146/gender-erlass-in-nieder-oesterreich-in-kraft-beamter-kuendigt-protest-an> [28.09.2023].

Spitzmüller, Jürgen (2022): Soziolinguistik. Eine Einführung. Berlin: J. B. Metzler.

Tophinke, Doris (2002). Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. *vals-alsa*, 76, 1–14.

Trésor de la langue française informatisé (TLFi): *patois*. URL: <http://stella.atilf.fr/Dendien/scripts/tlfiv5/advanced.exe?8;s=217287795> [Zugriff: 25.09.2023].

Trésor de la langue française informatisé (TLFi): *pitchoun*. URL: <http://stella.atilf.fr/Dendien/scripts/tlfiv5/advanced.exe?8;s=818930715> [Zugriff: 15.09.2023].

Trudgill, Peter (2004): Sociolinguistics: An Overview/Soziolinguistik: Ein Überblick. In: Ammon, Ulrich [u. a.] (Hg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik (Vol. 1). 2. Auflage. Berlin/New York: de Gruyter, 1–5.

Vandermeeren, Sonja (1996): Sprachattitüde. In: Kontaktinguistik/Contact Linguistics/Linguistique de contact (Vol. 1). Berlin/New York: de Gruyter, 692–702.

Vie publique (2022): L'État et la langue française : unifier, réguler, protéger. URL : [https://www.vie-publique.fr/eclairage/286522-letat-et-la-langue-francaise-unifier-reguler-protger#:~:text=L'acad%C3%A9mie%20est%20dot%C3%A9e%20d,\(article%20XXIV%20des%20statuts\)](https://www.vie-publique.fr/eclairage/286522-letat-et-la-langue-francaise-unifier-reguler-protger#:~:text=L'acad%C3%A9mie%20est%20dot%C3%A9e%20d,(article%20XXIV%20des%20statuts)) [Zugriff: 25.09.2023].

Wiesinger, Peter (2000): Nation und Sprache in Österreich. In: Gardt, Andreas (Hg.): Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Berlin/New York: De Gruyter, 525–562.

7 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Der Prozess der Sprachbetrachtungsreaktion (Soukup 2019: 94, basierend auf Preston 2017: 19)	7
Abbildung 2: REACT-Modell (Purschke 2015: 40)	11
Abbildung 3: Silhouette Sprachenporträt (Busch 2021: 43)	25
Abbildung 4: Standard-Dialekt-Kontinuum (nach Glauninger 2012: 90)	30
Abbildung 5: Sprachkontinuum Französisch in Frankreich (nach Gerstenberg / Dermakar 2022: 730–731)	39
Abbildung 6: Ablauf einer inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse in sieben Phasen (Kuckartz / Rädiker 2022: 132)	52

8 Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Übersicht Probandinnen	46
Tabelle 2: Sprachliches Repertoire (K1)	61
Tabelle 3: Variation (K2)	61
Tabelle 4: Soziale Bedeutung von Sprache (K3)	62
Tabelle 5: Sprachpurismus (K4)	62
Tabelle 6: Nation und Sprache (K5)	63
Tabelle 7: Kreuztabelle relative Häufigkeit Kodierung der Kategorien und Subkategorien	64

9 Anhang

9.1 Leitfaden der Interviews

I. Leitfaden Deutsch

- Einstieg mit Sprachenporträt: Könntest du hier alle Sprachen einzeichnen, die in deinem Leben eine Rolle spielen/gespielt haben? Du kannst verschiedene Farben und Muster verwenden. Erkläre mir bitte auch, warum du eine Sprache an einem bestimmten Ort eingezeichnet hast. (1)
- Kannst du auch Sprachen einzeichnen, die du nicht sprichst, die aber in deinem Leben (passiv) eine Rolle spielen? (2)
- Gibt es auch so ein „Sprechen ohne Wörter“, das in diesen Umriss eingezeichnet werden sollte? (3)
- Würdest du sagen, es gibt nur „ein Deutsch“ oder nur ein ... oder sollte man hier noch weiter unterscheiden? (4)
- Wann verwendest du Dialekt/Hochdeutsch etc.? (5)
- Zu Dialekt/Umgangssprache/Hochdeutsch etc.: Gibt es für dich typische Sprecher für diese Sprachformen? Gibt es Situationen oder Bereiche, in denen diese Sprachformen typischerweise verwendet werden? → auf Extremformen lenken (Dialekt – Standardsprache) (6)
- Wie empfindest du es, wenn Lehrende in der Schule oder auch an der Uni/FH Dialekt sprechen? (7)
- Wie nimmst du Dialekt in den (sozialen) Medien wahr? Wie nimmst du verschriftlichten Dialekt wahr? Wie siehst du das in Filmen oder im Fernsehen? Sollten Filme, die nicht im Standard verfasst sind, untertitelt werden? Welche Sprachform verwendest du in Textnachrichten?(8)
- Verbindest du Österreich als Staat/die österreichische Nation eher mit Dialekt oder mit Hochdeutsch? (Verbindest du Frankreich als Nation/die französische Nation eher mit Regionalsprachen oder mit der französischen Standardsprache?) (9)
- Wie lange wird es diese Sprache/Sprachform noch geben? Denk dabei an die Rolle von Anglizismen, Jugendsprache, Dialekt(en). (10)
- Sollten diese Sprachformen geschützt werden?

Allgemein an folgende Bereiche denken: Primärsozialisation – Familie, Zeit vor der Schule, Schulzeit, Hochschulzeit bzw. Zeit danach/daneben (Praktika, Job) → Welche Personen waren in den einzelnen Phasen präsent? Welche Sprachen/Sprachformen wurden gesprochen? Wie wurden diese Sprachformen wahrgenommen/aufgenommen? Kannst du dich daran erinnern, dass ÜBER Sprache gesprochen wurde bzw. Bemerkungen über Sprache/das Sprechen/Schreiben gemacht wurden?

- Abschluss: Wie war das Interview für dich? Möchtest du noch etwas hinzufügen?

II. Leitfaden Französisch | Fil conducteur – français

- Début – Portrait des langues : Pourrais-tu positionner toutes les langues qui jouent/qui jouaient un rôle dans ta vie dans cette silhouette ? Tu peux utiliser différentes couleurs et motifs. Explique-moi les raisons pour lesquelles tu as mis une langue à un certain endroit. (1)
- Peux-tu positionner des langues que tu ne parles pas, mais qui jouent un rôle dans ta vie quand même, peut-être de façon passive ? (2)
- Y a-t-il une façon d'échanger « sans paroles » qui devrait figurer dans cette silhouette ? (3)
- Tu dirais qu'il y a seulement une langue française ou une seule langue X ou devrait-on distinguer plus précisément ? (4) Comment appelles-tu ces langues/ces variétés ?
- Quand parles-tu le dialecte/le patois etc. ? (5)
- Dialecte/langage familier : Y a-t-il des locuteurs typiques pour toi pour une de ces langues ? Quelles sont les situations dans lesquelles les locuteurs les utilisent selon toi ? penser aux formes extrêmes (standard, dialecte) (6)
- As-tu souvenir de situations à l'école ou à l'université où ton enseignant.e parlait en français non-standard ? Comment as-tu aperçu ces situations ? Sinon, comment le trouverais-tu si un de tes enseignant.es parlait en dialecte ? (7)
- As-tu de l'expérience avec le français non standard dans les médias (sociaux) ? Qu'en penses-tu ? Que penses-tu du dialecte écrit ? Qu'en penses-tu à la télé ou dans des films ? Tu trouves qu'on devrait sous-titrer ces films ? Quelle langue utilises-tu dans tes messages ? (8)
- Est-ce que tu associes la France en tant que nation/la nation française plutôt aux langues régionales ou à la langue française standard ? (9)
- Combien de temps cette langue/forme linguistique existera-t-elle encore ? Pense au rôle des anglicismes, du langage des jeunes, du ou des dialectes. Ces formes linguistiques devraient-elles être protégées ? (10)

En général – penser à : première socialisation – famille, période avant la scolarisation – période scolaire – études et période après → Quelles personnes ont été présentes dans les différentes périodes ? Quelles langues/formes de langues ont été utilisées ? Comment ont été aperçus ces langues ? As-tu souvenir de moments où on a parlé sur la langue ou de remarques sur la langue/le parler/l'écrire ?

- Fin : Comment a été l'interview pour toi ? Aimerais-tu ajouter des éléments ?

9.2 Zustimmungserklärung / Datenschutzmitteilung



Zustimmungserklärung / Datenschutzmitteilung

Herzlichen Dank, dass Sie sich bereit erklärt haben, für ein Interview im Zusammenhang mit einer Masterarbeit an der Universität Wien zur Verfügung zu stehen.

Gemäß Art 89 Abs 1 der Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) iVm § 7 Abs 2 Z 2 des Datenschutzgesetzes (DSG) sowie § 2d ff des Forschungsorganisationsgesetzes (FOG) muss für ein derartiges Interview Ihre Einwilligung eingeholt werden, auch wenn die Aussagen anonymisiert / pseudonymisiert bzw. ohne Nennung Ihres Namens in der Masterarbeit verwendet (zitiert) werden.

Im Rahmen des Interviews werden Tonaufnahmen erstellt. Die Inhalte des Interviews werden transkribiert. Masterarbeiten müssen gemäß § 86 Universitätsgesetz veröffentlicht werden (durch Aufstellen in der National- und Universitätsbibliothek) und sind in der Regel auch online zugänglich.

Die erhobenen Daten können vom Betreuer der Masterarbeit für Zwecke der Leistungsbeurteilung eingesehen werden, und sie dürfen gemäß § 2d Abs 5 FOG iVm Art 89 Abs 1 DSGVO grundsätzlich unbeschränkt gespeichert werden.

Sie haben das Recht, Ihre Einwilligung zur Verwendung dieses Interviews jederzeit gegenüber der verantwortlichen Person (s. unten) zu widerrufen, mit der Folge, dass die Verarbeitung der erhobenen Daten, nach Maßgabe Ihrer Widerrufserklärung, durch die verantwortliche Person in Zukunft unzulässig wird. Alle Aussagen, die bis zum Zeitpunkt des Widerrufs in der wissenschaftlichen Arbeit verwendet wurden, sind allerdings rechtskonform und müssen nicht aus der Arbeit entfernt werden.

Weiters besteht das Recht auf Auskunft über die erhobenen Daten durch die für diese Studie verantwortliche Person sowie das Recht auf Berichtigung, Löschung, Einschränkung der Verarbeitung der Daten sowie des Rechts auf Datenübertragbarkeit. Schließlich steht Ihnen ein Beschwerderecht bei der Aufsichtsbehörde, in Österreich ist dies die österreichische Datenschutzbehörde, zu (bspw. über dsb@dsb.gv.at).

Wenn Sie Fragen zu dieser Erhebung haben, wenden Sie sich bitte an die verantwortliche Person dieser Untersuchung: KJ, Studentin an der Universität Wien. Für grundsätzliche juristische Fragen im Zusammenhang mit der DSGVO/DSG/FOG und studentischer Forschung wenden Sie sich bitte an die/den Datenschutzbeauftragte/n der Universität Wien (<https://dsba.univie.ac.at/>).

Hiermit bestätige ich, dass ich über das Forschungsvorhaben ausreichend informiert wurde, und willige ein, dass die im Rahmen eines Interviews für eine Masterarbeit erhobenen Daten in Form von Originalaufnahmen des Interviews und dessen Transkript durch die verantwortliche Person für wissenschaftlichen Zwecke verwendet und verarbeitet werden dürfen. Sollte ich besondere Kategorien von personenbezogenen Daten angeben bzw. angegeben haben, sind diese von der vorliegenden Einwilligungserklärung umfasst.

Name:

Ort & Datum:

Unterschrift:

Déclaration de consentement / Avis de protection des données

Je vous remercie d'avoir accepté d'être interviewé.e dans le cadre d'un mémoire de master à l'Université de Vienne.

Conformément à l'article 89, alinéa 1, du règlement général sur la protection des données (DSGVO*) en relation avec l'article 7, alinéa 2, ligne 2, de la loi sur la protection des données (DSG) et l'article 2d et suivants de la loi sur l'organisation de la recherche (FOG), votre consentement doit être obtenu pour une telle interview, même si les déclarations sont utilisées (citées) de manière anonyme/pseudonyme ou sans mention de votre nom dans le mémoire de master.

Des enregistrements audios seront réalisés dans le cadre de l'interview. Le contenu de l'interview sera retranscrit. Les mémoires de master doivent être publiés conformément à l'article 86 de la loi sur les universités (en les déposant à la bibliothèque nationale et universitaire) et sont en général également accessibles en ligne.

Les données collectées peuvent être consultées par le directeur du mémoire de master à des fins d'évaluation des performances et peuvent en principe être stockées de manière illimitée conformément à l'article 2d alinéa 5 FOG en relation avec l'article 89 alinéa 1 DSGVO.

Vous avez le droit de révoquer à tout moment votre consentement à l'utilisation de cet entretien auprès de la personne responsable (voir ci-dessous), avec pour conséquence que le traitement des données collectées par la personne responsable, conformément à votre déclaration de révocation, ne sera plus autorisé à l'avenir. Toutes les déclarations qui ont été utilisées dans le mémoire scientifique jusqu'au moment de la révocation sont toutefois conformes à la loi et ne doivent pas être retirées du mémoire.

En outre, il existe un droit d'accès aux données collectées par la personne responsable de cette étude ainsi qu'un droit de rectification, d'effacement, de limitation du traitement des données et un droit à la portabilité des données. Enfin, vous disposez d'un droit de recours auprès de l'autorité de surveillance, en Autriche l'autorité autrichienne de protection des données (par ex. via dsb@dsb.gv.at).

Si vous avez des questions concernant cette enquête, veuillez-vous adresser à la personne responsable de cette étude : KJ, étudiante à l'Université de Vienne. Pour des questions juridiques fondamentales en rapport avec les règlements DSG-VO/DSG/FOG et la recherche estudiantine, veuillez-vous adresser au/à la responsable de la protection des données de l'Université de Vienne (<https://dsba.univie.ac.at/>).

Par la présente, je confirme avoir été suffisamment informé.e sur le projet de recherche et j'accepte que les données collectées dans le cadre d'un entretien pour un mémoire de master soient utilisées et traitées à des fins scientifiques par la personne responsable sous forme d'enregistrements originaux de

* Les acronymes (DSGVO, DSG et FOG) sont cités en allemand pour garder un lien avec les titres de ces lois en Autriche.

l'entretien et de sa retranscription. Si j'indique ou ai indiqué des catégories particulières de données personnelles, celles-ci sont couvertes par la présente déclaration de consentement.

Nom :

Lieu & date :

Signature :

9.3 Transkription der Interviews

Interview B1

I: Ja gut, dann starten wir die Aufnahme also. Es gut um das Interview für meine Masterarbeit, wo wir uns anschauen, wie Personen Sprache aus ihrer persönlichen Sicht wahrnehmen. Es geht um einen Vergleich zwischen Österreich und Deutsch und Frankreich und Französisch. Und ich habe dir hier ein Sprachenporträt vorbereitet. Du siehst hier quasi eine Skizze von einer Person. Und ich würde dich jetzt bitten, dass du da alle Sprachen einzeichnest, die in deinem Leben eine Rolle spielen oder eine Rolle gespielt haben. Du kannst die verschiedenen Farben verwenden, du kannst Muster verwenden, du kannst etwas draufschreiben – ganz wie du möchtest. Genau, es gibt kein richtig und kein falsch natürlich. Also, das ist total persönlich.

B1: Okay, ich glaub ich schreibe es einfach, dann bin ich ein bisschen schneller.

I: Ja, wichtig ist nur, dass du es in dieser Silhouette irgendwo einzeichnest.

B1: Darin. Nicht rundherum?

I: Oder rundherum, wenn das irgendwie eine Bedeutung hat für dich.

B1: (zeichnet) Okay, ich glaub ich hab's.

I: Okay, vielleicht kannst du mir erklären, was du eingezeichnet hast und an welcher Stelle du das eingezeichnet hast?

B1: Okay, also ich habe als erstes Deutsch aufgeschrieben, weil es meine Muttersprache ist. Und die habe ich jetzt so mittig vom Körper sozusagen genommen, oder so Richtung Herz, weil das halt so ist, dass ich damit am leichtesten kommuniziere und mich am meisten wohlfühle. Dann habe ich auch Englisch aufgeschrieben, weil es auch vom Bauchgefühl oft einfach gut geht und ich dann im Ausland mit der Sprache halt am öftesten kommuniziert habe. Dann habe ich in der Schule noch Französisch und Russisch gelernt. Und ich war ein Jahr nach der Schule in Frankreich. Deswegen ist das auch so halt noch ein bisschen näher, weil das war dann so das erste Jahr, das erste Mal, gescheit im Ausland für längere Zeit.

I: Wo hast du das eingezeichnet?

B1: Eher so Richtung Herz. Dann habe ich Russisch noch genommen, mit der rechten Hand, weil das meine Schreibhand ist und das die Sprache ist, wo ich auch halt eine andere Schrift lernen habe müssen. Dann habe ich noch Tri und Garn aufgeschrieben, weil das die Sprachen waren, die ich jetzt in Ghana gelernt habe. Ich habe sie zum Mund gegeben, weil man sie ganz anders ausdrücken muss und andere Laute dabei sind und die mit ganz viel mehr Lauten kommunizieren und schmatzern. Dann habe ich Swahili hingeschrieben, weil ich auch damit gearbeitet habe, wo ich in Tansania war für das Studium. Dann habe noch Damara und Afrikaans aufgeschrieben, weil das war jetzt, wo ich in Namibia war und gearbeitet habe. Und jetzt eigentlich nur, weil da noch Platz ist und weil es auf der Südhalbkugel war, ein bisschen weiter unten.

I: Okay, ja.

B1: Und dann ist mir noch Tschechisch eingefallen, weil das eigentlich auch ein Grund war, warum ich in der Schule dann noch Russisch ausgewählt habe – weil ich da einmal zufällig eigentlich so einen kurzen Sommeraustausch gehabt habe und eine meiner besten Freundinnen halt Tschechin ist. Und die mir dann so geholfen hat, damals mit 14, ein paar Vokabeln zu lernen und dann diesen Sommeraustausch zu machen.

I: Okay, super. Gut, du hast da jetzt Deutsch als deine Muttersprache gesagt. Wir wissen, dass deine beiden Eltern Deutsch sprechen. Gibt es für dich nur ein Deutsch oder würdest du sagen, man kann Deutsch noch irgendwie einteilen?

B1: Ja, also Mama und Papa kommen halt nicht aus Graz und reden eigentlich einen Dialekt, also sie reden Obersteirisch, aus der Gegend von Murau. Deswegen finde ich schon, dass es verschiedene Arten von Deutsch gibt, also jetzt auch in Österreich extrem und ich finde auch, dass unser Deutsch auch in Österreich österreichisches Deutsch ist. Also immer wenn ich unterwegs war und jemand gesagt hat: „Ah, du redest ja dann eh gleich wie die Deutschen!“ Dann war ich voll oft so: „Nein, wir verstehen uns schon und wir haben grundsätzlich die gleichen Vokabel, aber manche Sachen sind anders, besonders die Aussprache ist anders.“ Und zuhause ist es auch so, dass unsere Eltern uns eigentlich halbwegs nach der Schrift erzogen haben. Also die haben nicht im Dialekt zuhause geredet. Aber deswegen habe ich auch nicht so einen starken, also ein paar Wörter vielleicht, und Mama und Papa haben aber untereinander mehr im Dialekt geredet. Also deswegen kenn ich das einfach immer schon so.

I: Und du meinst, du hast nicht so einen starken (...)?

B1: Dialekt.

I: Wie würdest du dann das bezeichnen, was du sprichst?

B1: (Lacht)

I: Gibt es dafür überhaupt ein Wort?

B1: Ja, ich weiß nicht. Also wenn man aus Graz kommt, heißt es oft, die Grazer haben einfach so gar keinen Dialekt. Das ist so, also ich hätte jetzt mal gesagt, dass ich schon eher Hochdeutsch rede oder nach der Schrift rede, aber ich kürze schon gewisse Wörter ab und verschlucke vielleicht am Ende. Also ich habe jetzt zum Beispiel auch gesagt, dass ich „Hochdeutsch red“ und nicht, dass ich „rede“. Und ich sage auch „g’sagt“, weil wir das irgendwie da in Graz auch kürzen, so dieses GE in der Vergangenheitsform.

I: Okay, jetzt haben wir darüber geredet. Wenn du sagst, dass du schon mit Dialekt auch aufgewachsen, redest aber selber eher Hochdeutsch. Würdest du dann noch woanders einzeichnen oder bleibt die Position gleich, oder ist das okay, wenn da nur Deutsch steht, aber nichts weiter.

B1: Eigentlich ist es lustig, weil während dem Aufschreiben habe ich es mir noch gedacht, ob ich es hinschreiben soll, weil ich jetzt unter Deutsch einfach nur so Dialekt hinschreiben wollte, und dann habe ich mir gedacht, naja, ich weiß nicht, weil es war nur die Frage, ob ich Sprachen hinschreibe. Also jetzt nach der Frage würde ich es definitiv unter Deutsch gleich noch dazuschreiben.

I: Magst du es noch ergänzen?

B1: Ja.

I: Okay, und dann wäre aber ein Hochdeutsch an der gleichen Position?

B1: Ja, also wie so eine Unterbereich von der Sprache sozusagen.

I: Okay, aber die Position nah am Herzen, die bleibt eigentlich gleich?

B1: Ja, doch.

I: Hat die Farbe eine Bedeutung?

B1: Ja, teilweise habe ich es in der Farbe der Landesflaggen gemacht.

I: Okay.

B1: Also deswegen ist Deutsch jetzt rot und Französisch, weil das auch in der Flagge dabei ist.

I: Französisch ist blau, genau, ja.

B1: Ah ja. (lacht) Und dann zum Beispiel, ja, nein, eigentlich hauptsächlich wegen den Flaggen.

I: Mhm (bejahend)

B1: Und manchmal einfach noch, weil ich noch bunte Farben haben wollte und nicht die gleiche Farbe für jede Sprache, weil sie ja alle individuell sind.

I: Genau, super. Jetzt hast du mir schon gesagt, dass deine Eltern eher aus der Obersteiermark kommen und mit euch Kindern aber Hochdeutsch oder mehr Hochdeutsch gesprochen haben. Habe ich das richtig verstanden?

B1: Ja, genau.

I: Gibt es für dich jetzt andere Sprecher, andere Personen, die du mit Dialekt in Verbindung bringst oder die du klar mit Hochdeutsch in Verbindung bringst? Oder wer redet für dich nach der Schrift und wer redet definitiv nicht nach der Schrift?

B1: Ich finde zum Beispiel, also meine Verwandtschaft, meine Oma, meine Großeltern, wären die ersten Personen, die mir so einfallen mit wer spricht im Dialekt. Dann auch, eigentlich, im Krankenhaus meine Patienten, weil einfach extrem viele im Dialekt gleich reden, wenn sie nicht direkt aus Graz oft kommen. Und dann so ein Hochdeutsch würde mir eher einfallen, finde ich, was man sieht, wenn man ins Schauspielhaus, ins Theater oder so geht. Oder wenn man eben sich einen Film anschaut. Okay, aber im Film kommt es auch wieder darauf an, weil wenn man sich österreichische Filme manchmal anschaut, dann werden da sehr wohl Dialekte gesprochen, eigentlich.

I: Und wie findest du das?

B1: Ich finde es eigentlich cool, weil ich finde es ein bisschen schade, weil mir manchmal vorkommt, durch so viele soziale Medien und viel deutsches Fernsehen in Österreich, dass wir oft ein bisschen weniger anfangen, Dialekt zu reden. Also mir kommt vor, dass vor allem auch jüngere Leute weniger anfangen. Und oft, viel mehr Ausdrücke dann verwenden, weil es im Internet viel öfter vorkommt und, dass dann so diese typisch österreichischen Wörter, so gewisse Bezeichnungen, dann ein bisschen verloren gehen.

I: Mhm, okay. Also du siehst schon den deutschen Einfluss in Österreich und, dass die Sprache in Österreich ein bisschen verloren geht, das Österreichische oder der Dialekt?

B1: Das klingt jetzt sehr dramatisch, aber ja.

I: Okay, kannst du da noch mehr dazu sagen?

B1: Mir fällt es halt eher/Oh Gott, das ist gerade irgendwie schwierig. Irgendwie/Also wie soll ich sagen, von meiner Altersklasse, oder wie ich jetzt studiert habe, sind extrem viele Leute von überall von Österreich gekommen und haben alle voll verschiedene Dialekte gesprochen. Und ich bin aber in Graz aufgewachsen, bin da auch in Graz in die Schule gegangen und bei uns ist halt viel mehr nach der Schrift immer in der Schule geredet worden. Und da ist mir dann, finde ich, so der Kontrast aufgefallen, wenn

ich dann mit Schulfreunden unterwegs bin, dass die eher, weil sie in Graz aufwachsen und nicht so starke Dialektwörter manchmal haben, sich dann eher noch deutsche Dialektwörter aneignen, als jemand, der irgendwo aus dem tiefsten Mühlviertel oder so was, zum Beispiel, kommt. Aber das kann auch einfach sehr subjektiv sein. Und sonst, von einem Freund von mir, die kleine Schwester zum Beispiel – die sehr viel ferngesehen haben – da habe ich es halt auch gemerkt, dass sie viele Dinge sagen, wie so Treppe, Sahne und nicht halt Stiege und Schlagobers, zum Beispiel. Oder dann „ne“ sagen und nicht „nein“ sagen oder so Dinge, die ich jetzt eher mit einem Deutsch aus Deutschland assoziieren würde.

I: Und denkst du, dass der Dialekt aus Österreich, in Österreich aussterben werden wird? Oder total verloren gehen wird?

B1: Nein, das glaube ich eigentlich nicht, weil trotzdem einfach Österreich/Ist das die Topografie? Halt einfach wie es aufgebaut ist, mit den ganzen Tälern, eben gewisse Dialekte einfach immer noch trotzdem lange erhalten bleiben. Und auch weitergegeben werden. Also das sehe ich auch bei meiner Verwandtschaft. Da reden halt auch die Kinder von meinen Cousinen und Cousins auch im Dialekt, auch wenn sie vielleicht jetzt mehr fernsehen als meinen Cousinen damals oder so.

I: Mhm (fragend).

B1: Ja. Einfach, weil die trotzdem im Dialekt mit ihnen immer reden und nicht jetzt Hochdeutsch oder nach der Schrift mit ihnen reden.

I: Okay ja. Und du hast schon angesprochen, dass im Fernsehen manchmal schon auch Dialekt gesprochen wird, in österreichischen Filmen zum Beispiel. Fändest du es gut, wenn das Untertitelt werden würde? Oder ist das überflüssig?

B1: Ja, vielleicht manchmal. Weil manchmal ist es wirklich schwierig das zu verstehen, glaube ich, für gewisse Leute. Also so wie ich es jetzt kenne, weil halt meine Eltern eher im Dialekt geredet haben, habe ich nicht so Schwierigkeiten gehabt. Aber ich weiß das von Schulkollegen, wo dann beide Eltern eher nur aus dem Grazer Raum gekommen sind, dass die zum Beispiel nicht mal meine Großeltern verstanden haben, wo die zu Besuch waren. Und, ich glaube, gerade insofern würde es schon was helfen, einfach unterstützend sein, weil wir gewisse Wörter in den verschiedenen Dialekten nicht kennen. Also ich bin gerade zum Beispiel mit einer Osttirolerin heimgefahren und dann hat sie auch „Granten“ gesagt. Und dann ist mir wieder eingefallen: „Aja stimmt, in dem Bereich von Österreich sagen sie das zu Preiselbeeren“. Und gerade bei so Wörtern zum Beispiel, das ist jetzt nicht etwas, was man unbedingt wissen müsste, würde es dann schon helfen.

I: Also gibt es für dich auch Dialekte aus Österreich, die du nicht so gut verstehst?

B1: Ja, ich glaube Vorarlbergerisch würde ich nicht so gut verstehen. Also das weiß ich, wie ich in Bregenz war (lacht)/Das ist dann ein bisschen schwierig. Oder gewisse/Ja oder, eine Tante von mir, die kommt aus Hintertux. Wenn wir da dort bei ihr sind, verstehe ich auch nicht, wenn sie mit ihren Eltern oder Schwestern redet. Aber wenn sie mit uns redet, redet sie halt ein bisschen klarer (lacht) und nicht so Tirolerisch.

I: Aha ja, okay. Und weil wir gerade beim Fernsehen sind. Du hast über Filme und vielleicht Serien gesprochen. Wie ist das dann bei Nachrichtensendungen? Welche Sprache erwartest du dir da?

B1: Eher schon die Schriftsprache eigentlich. Also sicher ist es, sage ich mal in Ordnung, wenn jeder ein bisschen so einen eigenen Klang dabei hat, so wie jemand der aus der Region Wien, wahrscheinlich „nein“ sagen wird oder so ein bisschen dieses Langgezogene dabei hat. Aber grundsätzlich, dass einfach eine klare, deutliche Sprache, auch schön artikuliert. Nicht so wie ich da vielleicht manchmal rede und auch Teile schlucke von der Sprache. Ja.

I: Mhm (bejahend), okay. Und wie ist das dann in den sozialen Medien? Wie stehst du da zu Dialekt?

B1: Ja, da finde ich es eigentlich schon schön, wenn Leute in ihrem Dialekt bleiben, weil das einfach authentisch ist. Und das ist ja was oft so ein bisschen das Problem ist, weil dann alles zu fake wird. Und ich finde es dann auch komisch, wenn alle Leute das ganz umstellen. Und da ist ja/so wie jetzt auch auf Instagram, geht das relativ leicht, wenn man irgendwelche Storys macht, dass man eh die Untertitel hinzufügt. Und das habe ich schon gesehen, bei Leuten, die das machen. Also ich kenne auch eine Wienerin, eine Wiener Designerin, die macht das, wenn sie Deutsch redet und lässt die englischen Untertitel, zum Beispiel, dann laufen.

I: Mhm (bejahend). Also und meistens werden dann englische Untertitel eingestellt?

B1: Boah, das weiß ich nicht. Aber die fällt mir eigentlich nur gerade ein, weil sie dann für das allgemeine Publikum halt will, dass es das auch mitverfolgen kann, weil sie natürlich international viel arbeitet, durch den Bereich. Aber sie selber auf Deutsch einfach trotzdem das aufnimmt, weil sie sich mit der Sprache einfach am wohlsten fühlt, die zu sprechen. Und ich kenn mich sonst da glaub ich nicht genug damit aus (lacht).

I: Kein Problem. Und wenn du selber soziale Medien verwendest und etwas postest, gibt es da eine Tendenz? Oder variiert das ganz stark? Wie schreibst du da? Oder wie sprichst du, wenn du Videos aufnimmst?

B1: Boah, also wenn ich Videos aufnehme/Also ich bin nicht so aktiv, aber/ Dann rede ich Deutsch, hätte ich jetzt mal im ersten Moment gesagt. Andererseits, wenn ich schon etwas poste, dann ist es oft eher so, dass ich eh schon irgendwo im Ausland bin und mit anderen Leuten unterwegs bin und vielleicht gar nicht unbedingt Deutsch rede. Also da kann es eigentlich dann passieren, dass ich etwas in einer anderen Sprache mache. Und sonst, wenn ich Texte so dazuschreibe, manchmal, oder unter Bildern, dass ich das dann so mache, wie es in der Sprache geheißen hat. Also das war es bei mir zum Beispiel im Ausland, weil ich dann gewisse Wörter einfach auch mit der Reise assoziiert habe. Und das habe ich dann eher darunter gepostet.

I: Okay, ja. Und jetzt hast du aber gesagt, du machst das, wenn du es in Österreich machst, zum Beispiel, machst du es auf Deutsch. Und ist das dann aber eher das, was du als Schriftsprache verstehst oder eher das, was für dich Dialekt ist?

B1: Nein, was ich eher unter Schriftsprache verstehe. Also so wie ich jetzt gerade rede.

I: Aber würdest du das dann verkürzt schreiben: „Also wie ich jetzt g'rad red“? Oder würdest du dann//

B1: //Ah, das ist spannend. Nein, wenn ich wirklich etwas posten würde, dann würde ich es richtig schreiben. Dann würde ich es auch grammatikalisch richtig schreiben. Weil das finde ich dann komisch, wenn die Leute dann gar nicht mehr grammatikalisch richtig schreiben. Oder auch, eben zum Beispiel „rede“ ausschreiben. Wenn ich aber, zum Beispiel, eine WhatsApp-Nachricht schreibe, dann schreibe ich sehr wohl die gekürzte Version vielleicht oder schreibe statt jetzt „jz“ oder so was. Aber wenn ich wirklich jetzt was posten würde, jetzt auf Instagram oder Facebook, dann würde ich es schon nach der Schrift schreiben, so wie ich es in der Schule gelernt habe, dass man auf Deutsch schreibt, so, ja.//

I: Mhm (bejahend), okay.

B1: Ja.

I: Und du hast jetzt einige Wörter auf Englisch verwendet und du hast vorher auch schon gesagt, dass das ja auch ein Einfluss ist in der deutschen Sprache.

B1: Ja.

I: Wie sehr wird Englisch unsere Sprache beeinflussen, verändern?

B1: Boah, ich glaube, Englisch spielt schon eigentlich eine große Rolle, weil es gerade in den sozialen Medien extrem verbreitet ist, weil auch viele Filme, sage ich mal, auf der Sprache sind. Und wenn jemand schon ein bisschen interessiert ist oder die Sprache halbwegs kann, dann kommt mir schon vor, dass viele anfangen, die Dinge auch auf Englisch zu schauen. (...) Und, was ich jetzt so vom Beruf weiß, ist einfach, dass die Studienlage einfach so viel besser ist in Englisch als in Deutsch. Und wir deswegen viele Sachen auf Englisch gelesen haben. Und es dann einfach auch anfängt, dass wir gewisse Ausdrücke gar nicht übersetzen, wenn irgendwas herausgefunden wird, sondern, dass du das dann in der Sprache gleich sagst und verwendest. Also ich glaube schon, dass das einen Einfluss haben wird.

I: Ja.

B1: Und ich merke es auch - ich bin ja in eine bilinguale Schule auch gegangen - im Vergleich zu anderen Leuten, auch manchmal aus Graz, dass wir in der Schule auch so ein bisschen Denglisch manchmal gehabt haben und Englisch und Deutsch gemischt haben. Und da weiß ich zum Beispiel, dass da meine Eltern zuhause schon waren: „So, B1, jetzt rede dann aber wieder ganz normal Deutsch und mische nicht so viel!“ Und bei manchen Wörtern, vielen Dinge kommt mir vor, die dann oft so trendig werden. Also so wie jetzt das. Dann sagt man halt schon trendig und nicht in die Mode kommen oder so, erstens. Und zweitens, weil es oft dann so kürzer ist, verwendet man es und weil manche Dinge, kommt mir vor, die neu entwickelt werden, selbst wie das Wort posten oder so etwas, das bleibt dann einfach. Ich weiß auch nicht, warum man sich das nicht antut, das im Deutschen zu verwenden oder ein deutsches Wort da zu finden. Aber mir kommt vor, das hat einfach einen Einfluss, weil so fängt man an, dann nur das Wort mehr da zu verwenden.

I: Mhm, ja, okay. Du hast gerade schon darüber gesprochen, dass du in der Schule, in einer bilingualen Schule warst, wo ihr untereinander auch sehr viel Englisch oder Denglisch gesprochen habt. Wie war das denn von Seiten der Lehrer und Lehrerinnen, die Deutsch gesprochen haben jetzt. Welches Deutsch haben die gesprochen?

B1: Die Lehrer bei uns in der Schule haben Hochdeutsch nach der Schrift gesprochen. Also die haben schon sehr darauf geschaut, dass sie so reden. Also hätte ich jetzt so im Gefühl gehabt. Ja, doch.

I: Und wie würdest du das finden, wenn die Dialekt sprechen?

B1: Ich finde, also, wenn sie vielleicht jetzt Mathelehrer sind, dann finde ich es okay, wenn sie vielleicht manche Wörter so sagen, wie sie sie im Dialekt sagen würde, sofern es dann alle verstehen in der Klasse. Aber wenn sie Deutschlehrer sind, finde ich, sollten sie schon nach der Schrift reden. Und ich finde eben auch – weil ich schon gesagt habe, das sollten alle verstehen – das ist halt irgendwie auch der Sinn von so einer Schriftsprache, dass einfach man so eine gemeinsame Sprache hat, in der alle zusammen kommunizieren können.

I: Okay ja. Und im Vergleich zur Uni oder zur FH?

B1: Da haben lustigerweise die Vortragenden, also die externen Vortragenden, die so eingeladen sind, die haben viel eher im Dialekt geredet, oder in ihren verschiedenen Dialekten, als jetzt eher die bei uns an der FH, die waren schon eher noch bedachter, dass sie nach der Schrift reden.

I: Okay, super. Dann kommen wir vielleicht noch einmal kurz auf das Sprachenporträt zurück. Gibt es für dich auch ein Sprechen ohne Wörter, das man da in diesen Umriss einzeichnen könnte oder müsste?

B1: Witzig eigentlich, dass ich als Physiotherapeutin nicht daran gedacht habe (lacht). Traurig! Nein. Aber ja, ich würde es bei den Händen einzeichnen, weil ich es halt von der Arbeit auch weiß oder weil ich auch jetzt mit Kindern zusammengearbeitet habe mit Zerebralparese oder viele Kinder gehabt habe,

die einfach gar nicht reden haben können. Und man trotzdem voll schön kommunizieren kann und einfach andere Wege findet, um irgendwie herauszufinden, was einem jetzt gut tut, oder was sie brauchen.

I: Mhm (bejahend). Magst du das noch einzeichnen, bitte?

B1: (zeichnet)

I: Okay, nonverbale Kommunikation. Sehr gut. Wir nähern uns schon dem Ende an.(...) Ja. Eine andere Frage noch: Verbindest du/Also wenn du jetzt an Österreich als Staat oder an eine österreichische Nation denkst, also einfach an das Land Österreich, verbindest du das dann eher mit dem Dialekt oder eher mit einer Schriftsprache, mit einem Hochdeutsch?

B1: Mit dem Dialekt, weil ich finde, dass das auch Österreich ein bisschen auszeichnet, also dass das so markant ist in allen Bundesländern. Also man erkennt meistens schon, woher wer kommt, einfach nach Bundesland. Aber auch dann noch innerhalb von den Bundesländern, dass die Leute so unterschiedlich reden. Ja.

I: Mhm, ja. Gut. (...) Ja, du hast vorher noch gesagt, in der Schule habt ihr Denglisch gesprochen. Ist das manchmal auch thematisiert worden unter euch Schülerinnen?

B1: Ja, weil manche (lacht) mehr oder weniger so geredet haben. Also dann ist man schon, finde ich, manchmal darauf aufmerksam gemacht worden, dass man vielleicht das Wort so verwendet, oder das Wort so. Andererseits war es aber auch nicht so schlimm, weil wir haben zum Beispiel, gerade auch am Anfang, glaube ich war das, bei Tests in beiden Sprachen, zum Beispiel, schreiben dürfen. Und deswegen ist das in dem Sinn nicht unterstützt worden, aber es ist akzeptiert worden, auch allgemein einfach. Und das war dann bei, ja, bei Tests, wenn dir das Wort nicht eingefallen ist, hast du ein Wort in der anderen Sprache auch kurz, zum Beispiel, schreiben dürfen. Also, deswegen ja, es ist schon thematisiert worden, aber es war jetzt niemand so, der gesagt hat: „Oh Gott, du redest zu viel in der Art und Weise.“ Also nicht so wie ich es zum Beispiel jetzt in Ghana in Erfahrung gebracht habe, wo das Pidgin-Englisch ganz typisch ist und wo sie das fast als Standardsprache schon nehmen (lacht) und einfach die ganze Zeit ihre tausend Dialekte und Sprachen, die sie haben, ins Englische reinmischen. Also so extrem war das jetzt bei uns in der Schule nicht. Das waren meistens so einzelne Wörter. Ja.

I: Mhm, okay, gut. Dankeschön! Gibt es noch irgendetwas, das du ergänzen möchtest, das dir jetzt im Nachhinein noch einfällt?

B1: Hm, was mir allgemein noch einfällt, aber das ist jetzt so etwas voll Generelles, das ich es eigentlich voll spannend finde, dass unsere Dialekte selten so verschriftlicht werden, außer Leute, die jetzt im Dialekt vielleicht einander Nachrichten oder so schreiben. Also, dass man das so gar nicht so viel sieht, obwohl wir doch viele Unterstufen haben. Aber vielleicht sind sie manchmal nicht so markant auseinander zu kennen, unsere Dialekte. Und das finde ich dann eigentlich relativ spannend. Wo ich halt jetzt gereist bin, weil zum Beispiel in Ghana sagen sie, haben sie über zweihundert Dialekte. Und sie haben um die vierzig Landessprachen. Und das finde ich eigentlich dann voll spannend, weil ich mich dann dort auch gefragt habe, inwiefern, wie viele Dialekte wir offiziell dann hätten, zum Beispiel, wenn man das genauer nachforscht und wie viele Dialekte dann schon eine eigene Sprache wären. Also das ist mir im Ausland jetzt einfach mehr bewusst geworden, weil viele mich dann auch gefragt haben so, was wir zuhause halt reden. Und dann waren sie ganz verwirrt, weil wir halt NUR Deutsch reden und das dann noch dazu Deutsch nennen. Das haben sie manchmal auch nicht verstanden. Weil wir in Österreich sind. Das haben die dann oft auch ganz komisch gefunden. Und weil voll viele Leute dort halt mindestens mit zwei bis drei Sprachen aufwachsen. Aber dann zum Beispiel manchmal gesagt haben: „Naja, aber wir reden keine ganzen Sprachen, weil ihr redet ja dann ganze Sprachen, wenn ihr noch Französisch oder so was lernt.“ Also das habe ich auch irgendwie voll interessant von der Wahrnehmung für sie gefunden. Und ich habe das Gefühl gehabt, dass sie auch schneller sich manchmal unsere Wörter gemerkt haben, so wie es halt bekannt ist, wenn Leute einfach mit vielen Sprachen aufwachsen, zum Beispiel, dass diesen Leuten, das oft viel leichter gefallen ist, auch irgendwelche Laute oder so einfach nachzumachen.

Im Vergleich, wo es wahrscheinlich einem Durchschnittsösterreicher, der im Alltag nur Deutsch oder Österreichisch oder wie auch immer man es jetzt bezeichnet, spricht, sicher schwieriger ist, weil da selbst Englisch dann schon eine Herausforderung sein kann.

I: Ja, okay. Und findest du, dass man den Dialekt in Österreich dann zum Beispiel schützen sollte?

B1: Ja, ich finde eigentlich schon, weil ich finde, das zeichnet Österreich und auch gewisse Regionen einfach aus und ich finde das dann auch irgendwie voll nett, wenn, keine Ahnung, selbst bei einer Orts-einfahrt GRIAB EICH steht und bei einer anderen PFIAT DI oder keine Ahnung was (lacht). Das finde ich dann eigentlich schon ganz cool. Lustigerweise habe ich letzts ein Video auf Social Media gesehen, obwohl ich wirklich nicht so viel/bin. Aber, das war aus der Weststeiermark, wo sie so Weststeirisch geredet haben und das habe ich dann irgendwie schon cool gefunden, weil das vielleicht nicht alle unbedingt kennen und man über so etwas stößt und dann draufkommt, dass es ja eh gar nicht so leicht ist in Österreich alles zu verstehen, wenn man so in seinem geschützten Umfeld normalerweise ist, wo man dann in den meisten Fällen immer alles versteht.

I: Gut. Passt. Danke! Wie war es für dich?

B1: Gut, aber ich weiß nicht, ob es hilfreich war. (lacht) Das ist das Einzige. Also, na, sehr spannende Fragen, haben mich echt zum Nachdenken angeregt. Ja.

I: Fällt dir noch etwas ein?

B1: Nein.

Interview B2

I: Ja hallo, danke, dass du dich bereit erklärt hast, an meinem Interview jetzt teilzunehmen. Es geht, wie schon angekündigt eigentlich, um die persönliche Wahrnehmung von Sprache. Es ist ein Vergleich. Du bist jetzt da, um als Österreicherin über deine Wahrnehmung vom Deutschen zu sprechen und von deiner Muttersprache zu sprechen. Das Ganze wird aufgezeichnet und dann als Transkript in der Masterarbeit verwendet. Die Zustimmungserklärung wirst du dann einfach nachher unterzeichnen. Das habe ich dir ja schon erklärt. Wir starten jetzt mit etwas, das man ein Sprachenporträt nennt. Du siehst da eine Skizze von einer Person und ich würde dich jetzt bitten, dass du in dieser Skizze alle Sprachen einzeichnest, die in deinem Leben eine Rolle spielen oder eine Rolle gespielt haben. Okay? Du hast da jetzt ein paar Farbstifte. Du kannst verschiedene Farben verwenden, du kannst verschiedene Muster verwenden, du kannst nur schreiben - ganz wie du willst. Und alles ist richtig, natürlich.

B2: Okay. (zeichnet)

I: Super, okay, vielleicht kannst du mir kurz erklären, was du da jetzt eingezeichnet hast, wo du es eingezeichnet hast und die Farbe, die du verwendet hast.

B2: Ich habe es eigentlich recht unwillkürlich/Für mich ist Deutsch einfach meine Muttersprache, die habe ich oben, also bei der Schulter eingezeichnet. Latein habe ich in der Schule als Zweitsprache gehabt. Englisch war meine Zweitsprache in der Schule, die habe ich hier unten eingezeichnet. Ich war nie so gut in Sprachen, deswegen ist es weiter unten. Und Latein habe ich sehr gern gehabt, deswegen in der Nähe vom Herzen.

I: Mhm, in der Nähe vom Herzen, okay. Und Englisch ist so in der Hüfthöhe, würde ich sagen, oder im Bauch.

B2: Ja, Hüfthöhe, in orange eingezeichnet.

I: Okay, ja.

B2: Eher im unteren Bereich, würde ich sagen.

I: Das hat etwas mit der Bedeutung für dich zu tun?

B2: Ja also ein bisschen, das Englisch eher weniger. Latein habe ich sehr gern gehabt und Deutsch ist eben die Muttersprache.

I: Mhm. Und gibt es für dich dann nur ein Deutsch oder gibt es verschiedene Deutsch?

B2: Ja, für mich gibt es schon verschiedene. Ich bin ein bisschen südlich von Graz aufgewachsen, also nicht direkt in Graz, aber in Graz in die Schule gegangen. Und ich habe da eben schon gemerkt, dass ich früher in der Volksschule vielleicht ein bisschen anders noch Deutsch gesprochen habe als nachher im Gymnasium das war, weil nachher viele gesagt haben, von Graz-Umgebung eher: „Du sprichst sehr schön Deutsch.“ Und ich denke, dass das eben von der Schule gekommen ist, vom Gymnasium dann. Also ein bisschen mehr Dialekt war bei mir als Muttersprache, würde ich sagen, was ich direkt so von zuhause mitgekriegt habe.

I: Okay. Wie haben deine Eltern mit dir gesprochen?

B2: Schon ein bisschen im Dialekt auf jeden Fall, weil meine Eltern, die sind eben auch beide aus Graz-Umgebung. Meine Mama ist in Graz Schule gegangen, mein Papa im ländlicheren Bereich und das hat man eben schon gemerkt.

I: Okay. Und würdest du den Dialekt dann woanders platzieren in der Skizze oder am gleichen Platz wie Deutsch?

B2: Ähm, für mich ist es eher ein/Also ich habe jetzt nicht den größten Dialekt, seitdem ich in Graz in die Schule gegangen bin, das hat sich ein bisschen eingestellt, würde ich sagen, für mich ist da nicht so ein großer Unterschied.

I: Okay, ja gut. Du hast gerade gesagt, dass dich das beeinflusst hat, wie deine Kollegen in der Schule gesprochen haben. Kannst du mir darüber ein bisschen mehr erzählen vielleicht?

B2: Ja, es sind mehr vom ländlichen Bereich gekommen. Man hat gemerkt, die, die noch weiter jetzt aus dem Süden von Graz gekommen sind, zum Beispiel aus Leibnitz, die haben trotzdem weiter eher in ihrem Dialekt gesprochen. Das ist nicht so/Die haben sich nicht so richtig auf das Hochdeutsch, sage ich jetzt mal, irgendwie, eingelassen. Bei mir war das, denke ich, nicht so ein großer Unterschied. Ich habe da eher/Ich glaube, ich habe dadurch erst so richtig die Sprache, eben so wie ich sie jetzt spreche, das Deutsch. Und ich habe nicht so einen richtigen Dialekt, würde ich sagen, wie manch anderer.

I: Okay, was meinst du denn mit richtigem Deutsch?

B2: Oh, das Hochdeutsch, also wirklich ohne irgendwie bestimmten/wirklich Hochdeutsch eben.

I: Vielleicht hast du ein Beispiel für jemanden, der deiner Meinung nach oder deiner Einschätzung nach, richtiges Deutsch spricht?

B2: Ich würde sagen, so in Graz, die Grazer.

I: Okay, ja.

B2: Also wirklich die, die in Graz aufgewachsen sind. Und die, die zum Beispiel eben südlicher von Graz sind, denen merkt man das an, dass die/Ja, ich überlege gerade ein Beispiel. Also wenn man sagt „ich bin mir sicher“ oder „ja, sia“ eben. Das so abgebrochene, würde ich jetzt mal sagen.

I: Mhm, okay. Super. Und wenn du an das Fernsehen denkst oder an Filme? Gibt es da jemanden, der richtiges Deutsch spricht?

B2: Hm ja, richtiges Deutsch.

I: Oder Hochdeutsch, wie du das dann willst.

B2: Ich würde schon sagen, dass die meisten deutschen Filme Hochdeutsch gesprochen werden.

I: Aha okay,

B2: Dass die meisten deutschen Filme schon Hochdeutsch verfilmt sind und nicht in so vielen unterschiedlichen Dialekten.

I: Aha, okay. Ja, okay. Fallen dir Filme ein, wo Dialekt gesprochen wird? Also ich brauche keine Namen, nur allgemein.

B2: Ja, wenn man jetzt sagt irgendwie ein österreichischer Film, wie zum Beispiel/Nein, nicht Österreich, ist jetzt kein österreichischer Film, aber auch in Deutschland gibt es ja auch unterschiedliche Dialekte und wenn man da Hubert und Staller oder was weiß ich/Da sprechen sie schon anders im Dialekt, oder?

I: Okay, jaja. Das Interessante, was du jetzt gesagt hast: Du hast vorher von deutschen Filmen gesprochen und jetzt hast du von österreichischen Filmen gesprochen.

B2: Ja, okay, das stimmt.

I: Vielleicht kannst du mir das noch genauer erklären?

B2: Ähm, Hochdeutsch ist ja eigentlich wirklich in Deutschland. Aber ich finde, bei uns ist es in Graz auch so, dass sehr Deutsch und sehr nach der Schrift gesprochen wird.

I: Mhm (fragend).

B2: Eben im Vergleich zur Weststeiermark oder Südsteiermark.

I: Mhm, ja.

B2: Und die meisten Filme sind in Hochdeutsch verfilmt, würde ich sagen. Ähm, ja (denkt nach). Im Dialekt/Ich glaube, ich merke selbst gar nicht so richtig oder merke es vielleicht gar nicht, wenn ich so richtig im Dialekt vielleicht spreche. Vielleicht klingt das für mich so als wäre es schön Deutsch gesprochen, dabei habe ich auch einen irgendeinen eigenen Dialekt.

I: Mhm. Ja, super.

B2: Passt das?

I: Ja, auf jeden Fall. Und würdest du dir dann manchmal wünschen, dass zum Beispiel Filme, die jetzt österreichisch sind oder im Dialekt sind, dass die Untertitelt wären?

B2: Für mich ist es, ehrlich gesagt, überhaupt kein Problem, weil ich verstehe es und auch aus der Weststeiermark oder so, die verstehe ich auch. Aber ich glaube/Man kriegt ja auch so mit, wenn irgendwer aus Deutschland zum Beispiel da ist: Die tun sich schon schwer oft, die nur die hochdeutsche Sprache gewohnt sind, obwohl es schon dort auch unterschiedliche Dialekt gibt, aber in den meisten Teilen, würde ich sagen, dass sie Hochdeutsch sprechen.

I: Mhm, okay. Und wie ist das denn dann in den sozialen Medien? Also ich weiß nicht, ob du das verwendest, aber//

B2: //Ja.//

I: Welche Sprache verwendest du da?

B2: Auch/Ich muss sagen, wenn ich zum Beispiel, wenn das zählt, mit jemandem schreibe, ich schreibe nicht ICH aus, ich schreibe auch I. Oder „i geh“, da schreibe ich auch nicht „ich gehe“. Ich weiß nicht, ob das Faulheit ist oder/Aber ich/Ja, eigentlich spreche ich schon teilweise auch nicht so nach der Schrift, also, obwohl es mir vielleicht so vorkommt. Oder, ja, wenn ich irgendwo was dazuschreibe, schreibe ich es nach der Schrift. Wenn ich jetzt auf Instagram zum Beispiel, wenn ich da irgendwo einen Post mache, das schreibe ich dann aus.

I: Okay ja, sehr gut. Und wie nimmst du es dann wahr, wenn jemand auf Instagram ein Video im Dialekt postet, wenn dir das schon mal untergekommen ist?

B2: Ja, ich finde es cool.

I: Ja? Okay.

B2: Ich finde, das ist ja auch etwas/das macht einen aus ja auch irgendwie, wie man spricht. Und es ist schon/Also mich stören keine Dialekte, also ich finde es eigentlich eben eh toll. Ich glaube nur/Also, dass ich nie so richtig einen Dialekt gehabt habe und das für mich eben, das, so wie man in Graz Deutsch spricht, das ist für mich ohne Dialekt.

I: Mhm, ja.

B2: Weil wenn es ein bisschen weiter südlich und ein bisschen weiter westlich ist, dort ist es schon ein viel größerer Unterschied zu Graz, würde ich sagen, von der Sprache her, vom Dialekt.

I: Mhm, ja. Wie ist das in Nachrichtensendungen? Was wird da gesprochen?

B2: Würde ich schon sagen, recht neutral nach der Schrift.

I: Ja, super. Passt. Du hast jetzt gerade schon gesagt, dass der Dialekt/dass dir das gefällt. Denkst du, dass der Dialekt noch so weiter leben wird und, dass er noch weiter so bestehen wird, wie wir das heute haben in Österreich?

B2: Ich denke/Das ist schwierig zu sagen, irgendwie, weil für mich ist es so: Wenn man in Graz Schule gegangen ist, dann lernt man wirklich/also dann redet man im Unterricht nicht so wirklich so nach einem Dialekt. Aber das kommt irgendwie dann auch auf die Schulbildung an, wo man wie/ob man jetzt studiert oder ob man irgendwas macht, wo man jetzt nicht unbedingt/wo das jetzt nicht so wichtig ist, dass man irgendeine Arbeit zum Beispiel schreiben muss, wo man jetzt nicht ganz genau alles lernen muss. Also ich denke schon, dass der Dialekt weitergeführt wird, denke ich schon.

I: Mhm (bejahend). Okay. Vielleicht kommen wir dann später noch einmal auf diese/Oder ich frag die Frage gleich: Denkst du, dass der Dialekt auch irgendwie geschützt werden sollte in Österreich?

B2: Denk ich schon auch ein bisschen, weil es heißt ja nicht, nur weil man im Dialekt spricht, dass man irgendwie weniger kann, oder weniger weiß oder man kann genauso was lernen, nur weil man seinen Dialekt irgendwie beibehält. Man kann ja auch zwischen Dialekt und Hochdeutsch switchen, denke ich mir. Die Frage ist halt, wenn man wirklich sehr viel Deutsch, also wirklich nach der Schrift spricht oder sprechen muss oder arbeitet oder mit Kunden zu tun hat, die eben auch / wo du jetzt nicht im Dialekt irgendwas daherreden kannst, sage ich jetzt mal. So wie man es zum Beispiel in der Familie eher machen würde, wenn man unter Freunden ist, dann ist es vielleicht schwieriger. Ich denke auch, dass es eine Gewohnheitssache ist. Wenn man viel im Dialekt spricht und weniger. Ob es geschützt werden muss/soll, ist schwierig. Ich denke schon auch ein bisschen.

I: Okay, ja. Du hast jetzt vom Unterricht im Dialekt, also von Unterricht gesprochen und von der Schule: Wie war das denn für dich? Hattest du Lehrer, die Dialekt gesprochen haben und wie hast du das wahrgenommen, wenn das der Fall war?

B2: Nein, habe ich wirklich überhaupt nicht.

I: Und wie würdest du das finden?

B2: Ja, nett. Also es macht einen vielleicht auch irgendwie/Es bringt ein bisschen Schwung rein oder macht wen sympathischer, wenn der so rausspricht, wie er spricht, sagt ich jetzt mal als/wenn er Hochdeutsch irgendwie spricht. Ja, vielleicht schaut man sich ein bisschen was/Oder wenn man viel eben miteinander zu tun hat, dann eignet man sich das vielleicht an. Oder manche Vokabel.

I: Mhm, ja. Du hast jetzt gesagt Vokabel. Gibt es da irgendwie einen Unterschied?

B2: Naja, manche Wörter sind halt einfach anders, zum Beispiel//

I: //Zwischen? Anders inwiefern?//

B2: Sprachen, die Dialekte eben. Ich habe jetzt Vokabel gesagt, aber meine eigentlich die Wörter einfach, wie sie halt ausgesprochen werden.

I: Ja, okay, gut. Mhm, gut. Du hast auch gesagt, dass man in der Familie, zwischen Freunden eher Dialekt spricht. Wie ist das denn im Beruf für dich? Wie sprichst du da? Und wie sprechen deine Patienten?

B2: Boah, also meine Patienten, die sprechen gerade raus, wie sie halt sprechen. Da/Das sind wirklich alte, kranke Leute und die/schon höflich, aber die reden oft in einem Dialekt, also nicht gerade Hochdeutsch irgendwie raus. Und ja, das stört mich nicht. Also es macht viele Patienten eben auch/es macht sie sympathisch. Ich sage auch/Ich rede jetzt auch nicht irgendwie sehr sehr gehoben oft mit den Leuten, damit sie es auch verstehen. Weil oft sind es eben ja Leute, die einfach vom Land kommen und mit denen redet man ganz normal. (lacht)

I: Mhm, ja. Gut, super. Dazu passend vielleicht: Kennst du oder gibt es auch ein Sprechen ohne Wörter, das man noch in diesen Umriss einzeichnen könnte.

B2: Ja, ich würde sagen Gestik und Mimik eben. Winken oder irgendwie Zwinkern, wenn man lacht. Ich finde, ja, man spricht wahrscheinlich immer, auch wenn man nicht redet, miteinander.

I: Hat das da drinnen einen Platz, in der Skizze?

B2: Ja, eigentlich schon, also Gestik und Mimik.

I: Du kannst es gern noch einzeichnen, ja?

B2: (zeichnet)

I: Okay, also die Mimik im Gesicht und die Gestik rosa in der Hand. Haben die Farben eine Bedeutung für dich?

B2: Nein, ich mag einfach gern bunte Farben.

I: Okay, passt.

B2: Ja, Mimik eben im Gesicht und Gestik bei der Hand, bei der gehobenen Hand.

I: Okay. Du hast vorher gerade gesagt, dass deine Patienten oft Dialekt sprechen und, dass du mit denen jetzt auch nicht unbedingt gehoben sprichst. Passt du dich manchmal an an dein Gegenüber?

B2: Ja, auf jeden Fall. Ich habe Patienten, die sind zum Beispiel dement. Bei uns ist es so: Jeder wird mit „Sie“ angesprochen im Krankenhaus, aber wenn das jetzt ein dementer Patient ist zum Beispiel, dann spricht man den mit „du“ an, oder mit dem Vornamen, was man normalerweise auch nicht macht. Man spricht den Patienten immer beim Nachnamen an. Aber wenn es eben ein dementer Patient ist, der sich oft nur an Dinge erinnern kann von früher und eben der eigene Name da auch ganz wichtig ist, sprechen wir den da auch mit dem Vornamen an. Und man spricht auch viel lauter oft mit den Patienten, viele hören nicht so gut. Und ja, man passt sich auf jeden Fall an. Wenn jemand, ja, nicht so (...) / Wie soll ich sagen, manche Patienten reden oft gern und viel und ja, da muss man halt ein bisschen bremsen.

I: Mhm, okay. Und mit Dialekt und Schriftsprache? Passt du dich da irgendwie an?

B2: Auch ja. Man/Ich rede ja, meistens so einfach wie möglich mit den Patienten. Und wenn jemand kommt und der kennt sich ganz gut aus, da, also, und redet dann meistens eben auch Deutsch oder sehr nach der Schrift und möchte viel genaues Wissen, dann rede ich mit dem auch so. Aber bei anderen Patienten geht das eben nicht so.

I: Mhm, ja, okay gut. Du hast vorher zumindest ein englisches Wort verwendet – ganz flüssig, ganz normal. Wie ist denn das mit englischen Wörtern in der deutschen Sprache?

B2: Ja, man baut das hin und wieder ein, wie wahrscheinlich vorher das Switschen, was ich gesagt habe. Das baue ich, glaube ich, ganz unbewusst manchmal ein, wenn mir vielleicht das Deutsche gar nicht einfällt oder das ich irgendwie einfach denke, das passt jetzt auch rein. Das passiert einfach so. Ja.

I: Denkst du, dass das mehr werden wird?

B2: Ich glaube ja. Mir kommt vor, es vermischt sich Deutsch und Englisch immer mehr. Und ich glaube auch, viel über die sozialen Netzwerke. (...) Ja, ich glaube schon, dass es mehr werden wird. Also ich kann mich nicht erinnern, dass ich/Also bevor ich überhaupt Englisch gelernt habe und die englische Sprache gekonnt habe, habe ich sowieso keine englischen Wörter eingebaut. Aber ich finde mit dem Lernen, das kommt einfach, dass es sich ein bisschen vermischt, immer wieder.

I: Ja, dann stell ich jetzt meine Frage von vorhin noch einmal: Denkst du, dass man den Dialekt schützen sollte?

B2: Ja, denke ich schon.

I: Ja, okay?

B2: Ja, denke ich schon, weil so vermischt/Also es geht dann immer mehr weiter. Also das Denglisch wird ja nachher immer mehr. Also irgendwie geht es dann immer weiter weg vom Dialekt. Also ich finde, wenn man nicht so viel nachdenket darüber, man merkt das gar nicht. Aber wenn ich jetzt eben

nachdenke/Wenn ich denke, vor ein paar Jahren habe ich sicher noch nicht so viele englische Wörter eingebaut wie momentan.

I: Woher kommt das bei dir?

B2: Ich glaube einfach viel über die Leute, mit denen ich zu tun habe. Also viel mit meinen sozialen Kontakten, von der Arbeit teilweise auch. Ja, ich glaube, ich erwische mich selbst immer wieder, wenn ich jetzt meinem Freund zum Beispiel/Ich habe so viel von ihm angenommen und sage so viele Sachen, so viele Wörter, die er häufig benutzt hat, dass ich die jetzt ganz oft sage obwohl ich die ja vorher gar nicht benutzt habe, bevor ich ihn nicht gekannt habe. Ich glaube, dass das eben über die sozialen Kontakte kommt.

I: Mhm, gut. Dann noch eine letzte Frage, die mich interessieren würde. Und zwar ist das: Verbindest du, Österreich, das Land Österreich, Österreich als Staat, die österreichische Nation eher mit dem Dialekt oder eh mit dem Hochdeutschen?

B2: Österreich mit dem Dialekt, Graz jetzt aber wiederum irgendwie eher recht Deutsch, also recht/Hochdeutsch ist auch falsch, weil so Hochdeutsch wie in Deutschland sprechen wir nicht. Aber schon eher nach der Schrift. Aber an sich Österreich: Dialekt. Ja.

I: Gut, passt. Ist dir noch irgendetwas eingefallen zu den vorigen Fragen, wo du dir jetzt denkst, da magst du noch etwas ergänzen oder das willst du mir auch noch sagen?

B2: Ich merke nur im/Ich habe vorher recht Deutsch also so die Stadt Graz viel mit Deutsch, also mit der deutschen Sprache, obwohl/Ja, weil ich viel über Graz eben geredet habe und jetzt nicht über Österreich allgemein, über wie in Österreich gesprochen habe, würde ich eben nicht sagen, es ist jetzt Hochdeutsch, auf keinen Fall, sondern Dialekt. Und das ist in Graz schon eher Hochdeutsch, schon eher wirklich nach der Schrift, aber Österreich allgemein ist für mich: Man hat einen Dialekt, weil das irgendwie ein bisschen komisch ist.

I: Ja, dann schauen wir es uns vielleicht anders an: Gibt es vielleicht für dich Bereiche, wo du eher nur den Dialekt hast? Oder, die du mit dem Dialekt in Verbindung bringst oder, die du nur mit Hochdeutsch in Verbindung bringst? Oder Personen? Oder Institutionen?

B2: Ja, eher in der Wissenschaft, würde ich sagen viel. Oder bei Studien eben. Also wenn man ein Studium macht, dass es da eben sehr wichtig ist. Weil wenn man eine Arbeit schreibt, schreibt man auch Hochdeutsch und nicht in einem Dialekt. Auch wenn wir in Österreich sind, wir schreiben ja trotzdem Hochdeutsch unsere Arbeiten: solche Bereiche eher mit Hochdeutsch. Und auch/(Läuten an der Tür). (...) Jetzt habe ich gerade ein bisschen den Faden verloren.

I: Du hast gesagt, dass in der Wissenschaft oder im Studium eher (...)?

B2: Ja, in der Schule auch. Wie soll ich jetzt sagen, auch wenn es irgendwelche Sachen sind, wie zum Beispiel/Für mich kommt da jetzt das Gericht, zum Beispiel. Da spricht keiner/Kein Richter spricht da wahrscheinlich im Dialekt irgendein Urteil aus. Also ich weiß nicht, wie mir das jetzt gerade gekommen ist. Aber solche Bereiche irgendwie eher. Solche seriösen Bereiche, wenn ich das so sagen kann. Ja.

I: Passt.

B2: Jetzt fällt mir gerade nicht mehr so viel ein.

I: Ist völlig okay. Das ist perfekt, was du geantwortet hast. Super! Gut, wie war es denn für dich?

B2: Interessant, ich habe noch nie so viel darüber nachgedacht. Aber es ist schon spannend, einmal intensiver darüber nachzudenken. Man hinterfragt irgendwie viel mehr und ja. Ich habe das noch nie so viel hinterfragt, ehrlich gesagt, wie gerade.

I: Mhm, ja. Okay. Passt. Danke!

Zusatz: Frage wurde bei der ersten Aufnahme vergessen und wenige Minuten nach dem Stoppen der ersten Aufnahme noch hinzugefügt und extra aufgenommen

I: Gibt es für dich Sprachen/Gibt es für dich passive Sprachen, die du nicht selber sprichst, aber die in deinem Leben trotzdem irgendwie eine Rolle spielen?

B2: Ja, meine Patienten zum Beispiel. Da sind auch unterschiedliche Nationalitäten und mit denen muss man sich ja auch verständigen. Also, obwohl es eher weniger sind. Aber man versucht dann halt auf Englisch zu sprechen. Ich meine, in meinem Beruf spielt jetzt Englisch an sich nicht so eine große Rolle. Aber wenn man eben mit irgendjemandem aus einem anderen Land zu tun hat, zum Beispiel aus Italien, sag ich jetzt einmal, dann können die meistens auch Englisch und dann verständigt man sich meist auf Englisch.

I: Mhm (bejahend).

B2: Also Englisch würde ich sagen.

I: Ist dann Englisch die Sprache?

B2: Ja.

I: Ja, okay.

B2: Aber passiv.

I: Die du hörst.

B2: Ja, eben.

I: Die dir vielleicht gefallen oder die dir nicht gefallen, die dich stören.

B2: Französisch finde ich, hört sich schön an. Was hört sich nicht so schön an für mich? Ich finde ehrlich gesagt, Italienisch nicht so schön. Das ist für mich alles so laut, das kommt mir immer so laut vor und so gebrüllt. Spanisch, hört sich, finde ich, auch angenehm an. Sonst (...) habe ich nicht wirklich/Man hat eh immer wieder mit irgendwelchen anderen Nationalitäten zu tun, ich mein, eh auch mit Kroatisch immer wieder mal. Oder auch bei mir, genau, was mir jetzt einfällt. Auf der Arbeit, zum Beispiel: Da habe ich aus Slowenien oder aus der Slowakei zwei in meinem Team und das hört man immer wieder, dass die sich in ihrer eigenen Muttersprache unterhalten, untereinander. Da sind zwei im Team, die eine andere Muttersprache haben. Und die unterhalten sich eben immer wieder. Und ich empfinde es manchmal als unangenehm, wenn man im Sozialraum sitzt, zum Beispiel, und dann beginnen die zwei auf ihrer Sprache zu reden, wenn andere Leute auch im Raum sitzen, die es nicht verstehen können. Dann ist ein bisschen so, als würden sie vielleicht irgendetwas hinter dem Rücken reden, obwohl es vielleicht gar nicht so ist und die einfach nur miteinander reden. Oder wenn/Eine davon ist eine Mutter, zum Beispiel, und die telefoniert mit ihren Kindern, dann sprechen die auch meistens auf ihrer Muttersprache. So bekomme ich es eben passiv mit.

I: Und könntest du das im Körper irgendwie situieren? Oder ist das jetzt nicht möglich oder gar nicht wichtig?

B2: Nicht wirklich.

I: Nicht wirklich, okay passt. Gut, danke!

Interview B3

Es handelt sich um eine Übersetzung des Interviews, das in französischer Sprache stattfand.

I: Okay, danke B2, dass du an diesem Interview zur Wahrnehmung der Sprache teilnimmst.

B3: Gern.

I: Das wird für meine Masterarbeit in Österreich sein. Und du wirst, ganz frei über deine Wahrnehmung von Sprache oder von Sprachen sprechen, abhängig davon, wie du sie erlebst.

B3: Okay.

I: Das Interview wird aufgezeichnet. Du hast die Einverständniserklärung bereits unterzeichnet. Das ist also perfekt. Wir können sofort loslegen.

B3: Okay, super.

I: Du hast eine kleine Silhouette vor dir liegen und ich möchte dich zu Beginn bitten, alle Sprachen, die in deinem Leben eine Rolle spielen oder gespielt haben, einzuzichnen. Du kannst die Farbstifte verwenden. Es gibt auch einen Bleistift. Du kannst zeichnen, du kannst schreiben, innerhalb, außerhalb, wie du möchtest.

B3: Um die Sprachen wiederzugeben, die mich beeinflusst haben.

I: Oder, die in deinem Leben eine Rolle gespielt haben.

B3: Okay.

I: Es gibt keine falschen oder ganz richtigen Antworten. Alles ist erlaubt. Alles interessiert mich.

B3: Okay, alles klar.

I: Du kannst dir Zeit lassen und wir sprechen danach darüber.

B3: Okay, ich werde ein bisschen nachdenken. Zeichnen ist nicht meine große Stärke.

I: Keine Sorge, das wird keine Analyse von Zeichnungen werden.

B3: Ja, perfekt. (zeichnet) Ich bin fertig. (lacht)

I: Okay, sehr gut. Kannst du es mir ein bisschen erklären?

B3: Ja, klar. Also schon mal Französisch, das den ganzen Körper bedeckt, das ich mit einer Art Arabesken-Muster gemacht habe, in alle Richtungen. Da es meine Muttersprache ist, ist sie wirklich etwas sehr sehr Flüssiges für mich. Etwas, über das ich nicht mal nachdenken muss, das fließt einfach, würde ich sagen. Dann habe ich Blümchen in den Augen eingezeichnet, mit den Farben Italiens, weil das eine Sprache ist, die ich sehr schlecht beherrsche. Aber da ich Filmwissenschaften studiere, ist das etwas/Ich schaue mir sehr viele italienische Filme an. Und ich finde, das ist eine sehr sehr schöne Sprache. Ich beherrsche sie gar nicht, ich kenne einige kleine Dinge, aber wirklich nicht mehr. Ich finde sie einfach sehr schön anzuhören und/Ja, dann gibt es noch Englisch, das ich im Unterricht gelernt habe. Das ist also etwas, das viel methodischer ist und das ich auf eine viel (unv.) Weise gelernt habe. Das fließt nicht einfach von selbst aus mir heraus, immer mehr, aber es ist etwas, das wirklich eine vorgegebene Form hat. Ich hatte Unterrichtseinheiten, ich hatte Kurse, ich hatte sehr methodische Erklärungen. Deswegen habe ich das mit der tatsächlichen Flagge Großbritanniens wiedergegeben.

I: Mhm (bejahend).

B3: Bitte sehr!

I: Du hast bestimmte Farben ausgewählt?

B3: Ja, also ich wollte es möglichst einfach halten. Für Frankreich wollte ich Blau, Weiß, Rot wählen. Für Italien habe ich Blumen in Grün, Rot und Weiß gemacht, wie die Flagge. Für England habe ich mehr oder weniger die Flagge gemacht, ich habe auch hier dieselben Farben der Flagge verwendet. Bitte sehr.

I: Okay, in Ordnung. Würdest du sagen/Nein, wir werden anders starten. Könntest du mir erklären, mit welchen Personen, du diese Sprachen sprichst? Gibt es Umstände, in denen diese Sprachen auftreten?

B3: Ja, klar. Also Französisch im Alltag, beinahe überall. Mit meinen Freunden, mit meiner Familie, mit den Lehrenden, mit Verkäufern, mit allen Personen, die ich in Frankreich getroffen habe, wenn ich in Frankreich bin, jedenfalls. Und wenn ich reise, verwende ich Englisch sehr häufig, ganz egal, wo. Ich wollte schon sagen, in Europa, aber auch in Asien. Ich bin mehrmals nach Afrika geflogen. Also an diesen Orten. Genau. Also Englisch/Nein, Englisch haben wir schon. Aber Englisch auch im Unterricht, gerade wenn ich Englisch-Kurse habe. Ich stoße auch häufig darauf, wenn ich Filme ansehe. Filme, Serien, Youtube-Videos, immer mehr, weil das einfach so viele Dinge und Inhalte mehr bietet, dass ich auch auf diese Art und Weise immer mehr zum Englischen komme. Und Italienisch ist wirklich nur in den Filmen da. Genau, nur in den Filmen. Da das aber ein großer Teil meines Lebens ist schlussendlich, ist das nicht so wenig.

I: Mhm, sehr gut. Und würdest du sagen, dass es nur eine französische Sprache gibt?

B3: Ah, nein, ich denke nicht, dass es nur eine französische Sprache gibt. Das perfekte Beispiel ist, indem ich sehr häufig in Marseille bin, sehe ich, dass es Sprechweisen gibt, lauter Wörtchen, die ich nicht kenne, zum Beispiel. Ich sehe, dass sie von vielen Menschen verwendet werden, die an einem bestimmten Ort aufgewachsen sind oder, die Teil einer bestimmten sozialen Schicht sind oder solche Dinge. Genau. Also gibt es lauter kleine Abweichungen. Oder, wenn man schaut, auch die Pariser, die ihre eigenen Ausdrücke haben. Die, die in Bordeaux wohnen, haben ihre eigenen Ausdrücke. Die, die in Lyon wohnen, haben ihre eigenen Ausdrücke. Also jeder hat so ein bisschen seine eigene Version. Und dann, zum Beispiel, vor gar nicht so langer Zeit, hatten wir eine Diskussion mit Personen aus meinem Umfeld, wo wir zum Beispiel für ein Wort viele kleine Bedeutungsabweichungen gefunden haben. Und da haben wir uns gesagt, das ist gut, wir schauen im Internet nach. Wir sehen die Definition und sagen uns: „Ja, aber man kann es so verstehen, da sind wir uns einig. Wir haben es bereits in diesem Zusammenhang gehört oder in einem anderen Zusammenhang.“ Und jeder hat so ein bisschen seine Interpretation, bei manchen Wörtern ermöglicht das Nuancierungen der französischen Sprache, finde ich, die trotzdem ziemlich präsent sind.

I: Und verwendest du verschiedene Nuancierungen, abhängig von der Person, mit der du dich unterhältst?

B3: Ah, ich denke ja, ja zum Beispiel arbeite ich in einer Konditorei und da werde ich dann nicht den gleichen Wortschatz verwenden, mit der gleichen Haltung sprechen wie, wenn ich mit meiner Familie oder mit meinen Freunden spreche. Da verwende ich also einen deutlich höflicheren und gehobeneren Wortschatz. Also ja, in derartigen Momenten. Oder sonst im Gegenteil, aktuell studiere ich Filmwissenschaften und da gibt es Momente, wo wir mit Personen interagieren, zum Beispiel mit Schauspielern. Und wenn wir uns vorstellen, dass wir ein Casting mit einem Schauspieler machen, der aus einem bestimmten Vorort kommt und einen deutlich roheren Wortschatz verwendet, müssen wir uns auch anpassen können. Oder zum Beispiel, wenn wir mit Personen arbeiten und wir wollen, dass es flüssig wird, dann kann es klappen, wenn wir mit ihr sehr gehoben sprechen. Es gibt eine Vielzahl an Momenten, wo

man sich anpassen muss, wo es sich ein bisschen abändert. Man kann nicht seinen ganzen Wortschatz/Ich erfinde nicht meinen ganzen Wortschatz neu, aber ich passe mich an. Genau.

I: Mhm (bejahend). Und wie sprichst du mit deinen Eltern oder wie hast du mit deinen Eltern gesprochen als du klein warst? Oder wie haben sie mit dir gesprochen?

B3: Du meinst die Sprechweise?

I: Ja, kannst du da auch Abweichungen beschreiben?

B3: Ja, ich habe den Eindruck, dass sie so mit mir gesprochen haben, wie sie auch in ihrem Alltag gesprochen haben. Schon als ich klein war, scheint mir und das ist auch das, was sie mir erzählt haben, haben sie ziemlich schnell ziemlich normal mit mir gesprochen, um diese Mimimi-Phase, dieses „Wir sprechen mit einem Baby, Mimimi, du bist so süß“ (lacht) und so zu umgehen. Und, um die Entwicklung des Wortschatzes zu fördern und zu fördern, dass man sich wohlfühlt, wenn man mit Erwachsenen und anderen Personen spricht, auch rechtmäßig, normal zu sprechen. Also haben sie immer normal mit mir gesprochen, also, man kann sagen, durchschnittlich, denke ich. Und mit der Zeit lässt das alles ein bisschen nach, wir werden alle ein bisschen erwachsener und kommen uns näher. Und somit erlauben wir uns manchmal auch ein bisschen vulgärer zu werden, ohne jetzt auch sehr weit zu gehen. Aber wir halten uns bei manchen Dingen etwas weniger zurück und sagen wir mal, geben etwas weniger Acht, weil unsere Erziehung bereits abgeschlossen ist und wir wissen, was man zu welcher Person sagen darf oder nicht. Also können wir uns manche Dinge erlauben. Genau.

I: Mhm (bejahend). Und deine Eltern sind beide Franzosen und kommen aus der Gegend?

B3: Ja, meine Mutter wurde in der Nähe von Lyon geboren, mein Vater wurde bei Salon geboren [Salonen-Provence, Anm. KJ].

I: Und sprechen die beiden gleich?

B3: Ja, also der einzige kleine Unterschied ist, dass mein Papa provenzalische Vorfahren hat. Und deswegen hat er manchmal, zum Beispiel – das ist lustig, Betonungen und verwendet provenzalische Ausdrücke. Aber sonst spricht er wie meine Mutter, sehr ähnlich.

I: Okay. Und du hast mir gesagt, wenn du mit deinen Freuden und Freundinnen sprichst, sprecht ihr auch unterschiedlich. Hast du Beispiele, die dir einfallen?

B3: Beispiele?

I: Inwiefern das unterschiedlich ist? Zum Beispiel in Bezug auf den Wortschatz, den du mit deinen Eltern verwendest?

B3: Ja, also mit meinen Eltern, wie kann man das sagen/Man kann sich erlauben, manchmal etwas unanständiger zu sprechen oder sich weniger zurückhalten, auch wenn ich mich mit meinen Eltern nicht sehr viel zurückhalte, weil wir uns sehr gut verstehen. Aber ein bisschen weniger Acht geben auf das, was man sagt, weil sie auch diesen leichteren Ton verwenden und je nachdem, wer uns umgibt – in meinem Fall sind das Menschen, die ich sehr gut kenne – können wir das der anderen Person sagen, wenn etwas ein bisschen zu vulgär ist. Wir wissen, dass das nicht unbedingt gewünscht war. Das ist ein dann sehr verständnisvoller Umgang. Aber in meinem Freundeskreis ist es auf jeden Fall so, dass ich ein bisschen abgestufter spreche, als wenn ich mit meinen Eltern sprechen würde, aber nicht so sehr. Das ist im beruflichen Umfeld anders, da variiert es stärker.

I: Und spielt sich das im Bereich des Wortschatzes ab?

B3: Ja, das betrifft den Wortschatz, aber auch die Art und Weise, denke ich, Betonungen zum Beispiel. Wenn ich arbeite, versuche ich immer zu lächeln. Ich versuche also immer in einem sehr freundlichen Ton zu sprechen. Also da ist es komplett unterschiedlich. Wenn ich hingegen mit meinen Freunden bin, ist es so, auch wenn wir viel zusammen lachen, das die Betonungen anders sind. Außerdem spreche ich sachter, wenn ich im Verkauf bin, weil man sich so schnell wie möglich verständnisvoll zeigen sollte. Mit Freunden ist es nicht schlimm, wenn sie mich bitten, etwas zu wiederholen oder so.

I: Okay, sehr gut. (...) Würdest du/Welche Sprache, verwendet ihr an der Uni?

B3: Wir, an der Universität? Wir sprechen Französisch, alle, aber wir haben Englischkurse.

I: Okay.

B3: Genau. Aber, wir haben keine Erasmus-Studierenden oder ähnliches. Also sprechen wir wirklich nur Französisch. Ja, genau.

I: Und ein einziges Französisch? Es gibt keine Abweichungen?

B3: Das kommt darauf an. Wir kommen alle ziemlich aus der gleichen Region, was an sich lustig ist, aber dafür sorgt, dass wir alle ungefähr gleich sprechen. Und wir kommen auch, sagen wir jetzt mal unter Anführungszeichen, mehr oder weniger, aus der gleichen sozialen Schicht, denn es handelt sich um eine Privathochschule. Je nach sozialer Schicht kann man sich nicht erlauben/Ich weiß, dass es je nach sozialer Schicht auch Abweichungen in der Sprechweise gibt, die ich nicht kenne, nicht erklären kann, aber genau. Aber tatsächlich haben viele von uns die gleiche Bildung was die Sprechweise betrifft. Also sprechen wir alle ziemlich gleich. Die einzigen Unterschiede betreffen die Kultur, weil manche Personen – es handelt sich ja um ein künstlerisches Studium – mehr Wissen haben bezüglich mancher Themen, das heißt einen größeren spezifischen Wortschatz die Filmwissenschaften betreffend. Also wird das das einzige Thema sein, das anders sein wird. Aber sonst gibt auch ein paar, die sehr stark von der Rap-Szene beeinflusst sind. Also in der Rap-Szene gibt es einen spezifischen Wortschatz, den ich persönlich nicht kenne, aber wo ich sehe, dass ich, wenn sie sprechen, nicht alles verstehe oder ich weiß bei manchen Wörtern nicht, was die heißen sollen oder so. Aber ich sehe, dass das eine ganze Gruppe ist, die sich für solche Musik interessiert. Also ja, aber sonst nicht so stark. Ansonsten ist sie eher gleich.

I: Hat diese Sprechweise der Rap-Szene einen Namen?

B3: Ich weiß es gar nicht. Ich weiß es nicht.

I: Okay, kein Problem. Das ist nicht so wichtig. Du hast von den unterschiedlichen Sprechweisen der verschiedenen sozialen Schichten gesprochen. Macht das etwas mit dir? Was macht das mit dir, wenn du diese Unterschiede hörst?

B3: Nicht so sehr, weil ich bereits in einer öffentlichen Mittelschule war, mit vielen sozialen Schichten, von sehr sehr wohlhabenden Personen bis zu Personen in sehr schwierigen und prekären Situationen. Also bin ich eigentlich mit so vielen verschiedenen sozialen Schichten aufgewachsen, dass es nichts gibt, das mich überrascht oder mich im Ohr kitzelt oder so. Also sehe ich die Unterschiede offensichtlich, aber das sind immer Leute, an die ich mich anpassen kann – mehr oder weniger. Aber das betrifft auch die Frage, ob ich mich mit der Person verstehe oder nicht. Aber das ist wieder etwas Anderes. Aber ich hatte nie ein Problem mit diesen Dingen.

I: Du schaffst es immer, verstanden zu werden oder die Anderen zu verstehen?

B3: Ja genau, sicher.

I: Auch wenn du kleine Abweichungen verwendest?

B3: Ja, genau. Wenn ich etwas nicht verstehe oder mein Gegenüber etwas nicht versteht, wird man sich dessen schnell bewusst, findet ein anderes Wort oder erklärt. Oder der Kontext hilft, dass man versteht, was gemeint ist. Oder durch das Hören und den Kontext, weiß man, was das bedeuten soll. Aber nein, ich hatte nie große Probleme, verstanden zu werden oder die Leute zu verstehen.

I: Okay, sehr gut. Und du hast von der Universität, der Hochschule gesprochen. Sprechen/Sprachen deine Professoren dort alle ein reines Französisch oder gab es kleine Abweichungen, wie du sie genannt hast.

B3: Also ich denke nach, weil wir viele verschiedene Professoren haben. Also ich habe ein paar Professoren, die deutlich jünger sind und die eher einen Wortschatz verwenden, der dem meiner Generation entspricht, mit neuen Worten, von denen man sagen könnte, dass sie aus dem Nichts kommen, die aber heute Teil der Sprechweise der Jugendlichen sind. Und zum Beispiel, ich denke im Besonderen an einen Professor, der ein großer Fan der 70er-Jahre und des Rock und so ist. Er spricht mit uns, ich weiß gar nicht, wie ich das am besten beschreiben soll, aber ein bisschen wie ein Motorradfahrer dieser Zeit, mit Rock'n'Roll-Ausdrücken, ich weiß gar nicht, wie ich das sagen soll. Aber ansonsten/Ich denke nach. Nein, mir kommt nichts mehr in den Sinn, außer der Wortschatz aus dem Kunst- und Filmbereich, wo es manche Professoren gibt, die sich viel spezifischer ausdrücken, die genauer sind als andere. Aber ansonsten fällt mir nichts besonders auf hinsichtlich der Sprechweise. Sie bleiben doch sehr professionell und behalten eine für alle verständliche Sprechweise bei.

I: Mhm. Und du hast von neuen Wörtern gesprochen. Hast du da Beispiele? Kannst du mir sagen, inwiefern sie neu sind?

B3: Ja, ich muss nachdenken. Es gibt viele Wörter, die Abweichungen aus dem Englischen sind; viel Englisch, einiges aus dem Arabischen. Ich weiß, dass das zwei Sprachen sind, die die Jugend aktuell sehr beeinflussen. Genau. Und zum Beispiel auch Redensarten beziehungsweise eigentlich Redundanzen. Wir Jugendlichen sagen oft „genre“ [derart], „en fait“ [im Grunde]. All diese Wörter ja, die unsere Sätze unterstreichen, die die Generation vor uns nicht so häufig verwendet hat. Sie haben sich vielleicht mehr Zeit genommen zum Sprechen, oder ich weiß es nicht. Das ist schwierig. Ich finde jedenfalls, dass wir mehr Störwörtchen in unseren Sätzen haben. Sie machen die französische Sprache, ich würde nicht sagen weniger schön, aber zumindest weniger rein. Also ich finde, dass es zu viele zusätzliche Dinge gibt, die nicht notwendig sind und die sie vor allem nicht schöner machen. Und ja, Beispiele.

I: Okay, du kannst mir welche geben, aber das reicht schon an Information.

B3: In Ordnung, jetzt habe ich nämlich keine.

I: Vielleicht später. Du hast von Störausdrücken gesprochen. Denkst du, dass könnte die französische Sprache langfristig verändern? Oder anders gesagt, sollte man die französische Sprache von diesen Eindringlingen schützen?

B3: Ich könnte es nicht wirklich sagen, denn es stimmt, die französische Sprache ist eine lebende Sprache, die dafür gemacht ist, sich weiterzuentwickeln. Also ist es normal, dass Dinge dazukommen, sich verändern. Das verstehe ich. Aber ich finde es schade, dass wir im Grunde so eine schöne Sprache haben, die von Wörtern verdorben wird, die nicht wirklich Sinn ergeben. Und wenn wir/Ich denke, das ist ein bisschen dieser Entwicklung der Unmittelbarkeit der letzten Jahrzehnte geschuldet. Jeder will alles sofort. Und wenn wir in einem Satz nicht alle Informationen sofort haben, um die Lücken zu füllen, fügen wir diese Wörtchen hinzu, die keinen Nutzen haben. Ich denke, dass es so funktioniert. Das ist das, was ich beobachten konnte. Ja genau. Ich denke, dass es einerseits gut wäre, zu versuchen, das alles zu wahren. Ansonsten verschlechtert es sich jedenfalls zu schnell. Wir sehen, dass in den letzten Jahre alle „genre“, „en fait“ und alle diese Wörter sagen. Und es ist sehr schade, dass sich alle beeilen, möglichst schnell die Informationen zu nennen und schlussendliche fügt man unnötige Informationen hinzu.

I: Okay. Das betrifft die Wörter „genre“, „en fait“ und derlei. Und wenn wir noch einmal an die englischen Wörter in der aktuellen Sprache denken: Siehst du diese auch als Eindringlinge?

B3: Die Frage habe ich mir noch nicht gestellt. Aber, insofern ich das einschätzen kann, sind das Wörter, die aus dem beruflichen Bereich auf den persönlichen Bereich übergeschwappt sind. Alle diese englischen Wörter, die man im beruflichen Bereich verwendet, um über Internationales zu sprechen, die Berufsgruppen gemein sind oder so. Ich könnte es nicht so wirklich sagen. Ich finde es etwas schade, denn ich denke, dass es immer ein französisches Pendant gibt, das ist sicher. Aber ob man heute ein bisschen verpflichtet ist, diese Wörter zu verwenden, weil alle diese Wörter verwenden? Beinahe wäre die Kommunikation schwieriger, wenn man andere Wörter verwendet. Ich denke da zu Beispiel an das Wort „spoiler“ [spoilern]. Es gibt hier natürlich ein französisch Pendant, das aber viel scheußlicher ist. Es heißt „divulgacher“ [spoilern]. Das ist sehr hässlich, finde ich halt. Also wenn man sagt „Tu m'as spoilé cette série!“ [Du hast mir diese Serie gespoilert!], versteht das jeder. Wenn man aber sagt „Tu m'as divulgué cette série!“, bringt das die Leute eher zum Lächeln, das ist sicher. Ich kann es also nicht genau sagen.

I: Verwendest du „spoiler“ oder „divulgacher“?

B3: Ich verwende „spoiler“.

I: Hast du Angst, dass das französische Wort dafür ganz verloren gehen wird?

B3: Ich weiß es nicht. Man könnte meinen, dass man hier einfach verschiedene Wortteile genommen hat, um schnell ein Wort zu finden, da die Engländer auch ein Wort dafür haben. Man wollte ein äquivalentes Wort haben, denn ich weiß, dass das zuerst ein Wort war, das von den Engländern kam. Und wir hatten noch keine Bedeutung, also eigentlich kein äquivalentes Wort. Also hatte man gesagt: „Schnell, schnell, wir brauchen ein Wort!“ Also denke ich, dass diese Erfindungen weniger schön ist als eine Vielzahl an existierenden Wörtern. Aber es stimmt, dass ich es nicht genau sagen kann.

I: Und denkst du, dass man diese schöne französische Sprache dadurch verlieren könnte?

B3: Ja, ich denke, dass es bereits Teile gibt, die verloren gegangen sind. Und es ist sicher, dass es ein bisschen Angst macht, zu denken, dass sie in fünfzig Jahren ganz anders sein wird. Es wäre dumm, die Sprache nicht mehr zu verwenden. Das bedeutet nicht, sie vergessen zu haben. Das bedeutet nur, sie nicht mehr alltäglich und im alltäglichen Leben zu verwenden. Aber es gibt viele Dinge, die nicht mehr existieren, die man aber immer noch kennt, die man immer noch sehr schön findet. Also ich denke, dass man die französische Sprache sich entwickeln lassen sollte ab dem Moment, wo man es nicht vergisst und weiß, dass das existiert, dass das in dieser Art und Weise existiert hat. Aber es ist schon schade, wenn all die schönen Dinge, die sie ausmachen, verloren gehen.

I: Okay.

B3: Ich weiß nicht, was ich noch sagen könnte.

I: Das ist sehr gut.

B3: (trinkt)

I: Nimm ruhig einen Schluck Wasser.

B3: Ich rede und rede.

I: So soll es ja sein. (lacht) Wir greifen vielleicht die Silhouette noch einmal auf. Ich frage mich, ob es in deinem Leben Sprachen gibt, die du nicht sprichst, die aber trotzdem eine Rolle in deinem Leben spielen. Du hast vom Italienischen gesprochen, wo du nur über ein paar Grundkenntnisse verfügt. Aber

du hast aber auch Arabisch erwähnt. Oder gibt es noch andere Sprachen, die du im Alltag hörst, die etwas in dir auslösen und die du noch einzeichnen möchtest oder eben nicht einzeichnen möchtest.

B3: Ich denke, das Arabisch/Nachdem ich in Marseille wohne, ist Arabisch eine Sprache, die mir sehr oft begegnet, denn in Marseille leben viele Menschen, die Arabisch sprechen. Also Arabisch ist eine Sprache, die ich ziemlich schön finde, die ich nicht wirklich verstehe, wie das Italienische. Aber sie ist eher Teil meines Umfelds, in dem ich wohne. Das heißt, nicht ich gehe der Sprache nach, wie ich das mit dem Italienischen mache, sondern sie kommt zu mir. Genau. Aber das ist keine Sprache, die mehr Effekte in mir auslöst. Sie existiert und basta. Und es gibt vielleicht auch noch Spanisch, weil ich habe ein bisschen Spanisch gelernt in der Mittelschule und im Gymnasium. Ich finde auch, dass das eine sehr schöne Sprache ist. Aber leider ist sie in meinem Kopf auch ein bisschen als Schulsprache abgestempelt. Und daher ist es erst seit Kurzem so, dass ich über Filme und Serien auch das Spanische wiederentdeckt habe. Und ich finde, dass das wirklich eine schöne Sprache ist, ebenfalls mit schönen Klängen. Das würde dann ein bisschen wie das Englische einzuordnen sein. Es ist ähnlich, das wurde mir auferlegt. Das bedeutet aber nicht, dass ich diese Sprache, unter Anführungszeichen, verleugne.

I: Und hast du Lust, diese beiden Sprachen in der Silhouette einzuzeichnen oder nicht?

B3: (...) Ich wüsste nicht, genau wo.

I: Okay, alles ist korrekt.

B3: Oder aber ich zeichne Arabisch rundherum ein, da das Arabische etwas ist, das rundherum schweift. Ich werde die Farben Algeriens verwenden. (lacht) Ich werde Grün nehmen. Ich werde eine kleine Wolke zeichnen. (zeichnet) Eine grüne Wolke, eine rote Wolke und den Umriss einer weißen Wolke. Genau. Ich weiß nicht, warum genau Algerien, aber da das ein Land ist, wo man Arabisch spricht.//

I: //Und Spanisch?//

B3: Ah, Spanisch. Ich kann es hier einzeichnen mit ein paar kleinen Wölkchen.

I: Perfekt. Super. Wir bleiben noch ein bisschen dabei. Gibt es für dich eine Art des Austauschs ohne Wörter, die hier angeführt werden sollte und eine Rolle spielt in deinem Leben?

B3: Ja, ich denke vor allem die Gesichtsausdrücke, besonders die Augen und das Lächeln und so weiter. Ich sehe, das Lächeln eine sehr große Rolle in der Kommunikation spielt. Das ist ganz einfach, aber zum Beispiel beim Gang in den Carrefour [frz. Supermarktkette, Anm. KJ] oder derartiges, um seinen Einkauf zu machen. Wenn man ankommt und die Verkäuferin anlächelt, entsteht sofort eine Verbindung, in begrenztem Ausmaß, aber es entsteht auch eine Verbindung der Höflichkeit. Das ist, wie wenn man jemandem grüßt. Manchmal, wenn mich jemand grüßt, lächle ich einfach, weil ich gerade nicht die Zeit habe, nachzudenken. Das kommt schneller als Wörter. Zumindest für mich. Außerdem ist ein Lächeln sehr universell. Unabhängig davon, wem man gegenüber steht, weiß die Person, was das bedeutet. Das gilt auch für andere Gesichtsausdrücke, ein Lachen oder derartige Dinge. Ohne wirklich Wörter zu verwenden oder eine definierte Kommunikation zu etablieren, also über eine Sprache, schafft man es, sich zu verständigen; zumindest kann man ein genaues Gefühl, eine genaue Emotion bekommen in dem Moment. Genau. Auch die Körpersprache ist sehr ausdrucksstark. Jemand, der aggressiv ist/Wenn zum Beispiel jemand sehr schnell aufsteht, wird das sehr aggressiv sein, ohne, dass er etwas sagt. Aber es kann jemand da sein, der einfach sitzt und schreit oder etwas Brutales sagt. Hier ist es auch brutal, aber auf eine andere Weise. Genau. Ja, das geht auch über den Körper. Ja, die Kommunikation geht auch über den Körper. Ja, die nonverbale Kommunikation.

I: Sehr gut. Du hast bereits ein bisschen über Filme und die Sprechweise in Filmen gesprochen. Jetzt, in den, sagen wir französischen, Filmen, wenn es Ausdrücke oder Filmabschnitte gibt, in denen die Personen Abweichungen oder Nuancierungen verwenden: Wie findest du das? Sollte das untertitelt werden?

B3: Ah. Also ich schaue mir sehr wenig französische Filme an. Aber ich weiß, wovon du sprichst. Also ich denke, wenn es Ausdrücke gibt, die einer Personen und deren Persönlichkeit entsprechen und das wiederholt auftritt und das eher wie ein Charakterzug wirkt, dann ist es nicht unbedingt verpflichtend, das zu untertiteln. Aber wenn das wirklich von Interesse ist für das Szenario oder die Erzählung, dann denke ich ja, das muss unbedingt gemacht werden. Vor nicht allzu langer Zeit habe ich eine Serie angeschaut und es gab eine Szene auf Deutsch. Deutsch, eine Sprache, die ich gar nicht spreche. Und es gab keine Untertitel. Der Rest war auf Englisch untertitelt und da war Deutsch ohne Untertitel. Und in der Tat, es war nicht wichtig für die Erzählung. Alles, was wichtig war für die Vermittlung, war in den Gesichtern der Schauspieler. Und musste man nur wissen, dass die Personen einen Moment erleben, wo ihnen Informationen entgehen, wo sie Menschen gegenüber sind, die bedrohlich sind und die nicht mit ihnen sprechen müssen, die nur untereinander sprechen. Und somit stellt das eine Bedrohung her. Die Erzählung wäre ganz anders, wenn wir die Wörter gehabt hätten. Denn hier müssen wir uns nicht auf die Wörter konzentrieren. Es geht wirklich um die Stimmung und die Sichtweise der Figur. Daher denke ich, je nach Funktion der Situation ist es nicht notwendig.

I: Mhm, okay.

B3: Genau.

I: Und wenn du an die sozialen Medien denkst oder auch, du hast ja schon von Youtube gesprochen, aber ich weiß nicht, ob du nicht vielleicht auch Instagram benutzt?

B3: Ja.

I: Findest du, dass es untertitelt werden sollte, wenn die Leute hier Videos machen und nicht in einem „normalen“ Französisch sprechen?

B3: Noch einmal, ich denke, dass das eine Frage des Kontexts ist. Aber ich denke, dass das ein bisschen bremst. Ich habe zum Beispiel einen Freund, der letztes ein Youtube-Video angeschaut hat mit Wörtern, die ich nicht verstanden habe.

I: Auf Französisch?

B3: Ja, das war auf Französisch. Aber mit einigen Wörtern, die ich nicht verstand, die vielleicht von dem genauen Wortschatz, dem Thema des Videos geschuldet waren. Ich weiß nicht mehr, was es genau war und kann mich auch nicht mehr an das Thema des Videos erinnern. Aber mich, da ich keine Untertitel und keine Übersetzung hatte, hat das ein bisschen blockiert. Ich habe nicht verstanden, was passiert ist, also war ich etwas außerhalb/Also ich habe mich nicht integriert gefühlt. Nein, wie könnte man sagen? Ich habe mich nicht in das Video einbezogen gefühlt. Ich hatte nicht den Eindruck, dass es mich ansprechen würde. Ich hatte nicht Eindruck, dass es allen gewidmet war. Das waren Videos, die für Personen waren, die bereits über diesen Wortschatz verfügen.

I: Mhm (bejahend). Okay. Und wir kommen vielleicht zu den Gesprächen mit Freunden zurück oder sogar zu den sozialen Medien, wo es schriftliche Nachrichten gibt, zum Beispiel auf Facebook oder Twitter. Und wenn da/Gut, vielleicht eine Sache nach der anderen. Wir bleiben bei den sozialen Medien. Wenn da eine Person in einem abweichenden Französisch schreibt, macht das etwas mit dir? Wie findest du das?

B3: In den sozialen Medien? Was bedeutet das genau? Privat oder öffentlich?

I: Beides.

B3: Ja. Also öffentlich ist das, vielleicht noch einmal, beschränkt, je nach dem an welche Personen das adressiert ist. Das kommt darauf an, an wen sie das adressieren möchten. Wenn sie selbst sich an bestimmtes Publikum richten, dann funktioniert das, sollte man denken. Aber wenn das Ziel ist, möglichst

viele Personen anzusprechen, dann schränkt das ein bisschen ein, das ist sicher. Aber sonst, im Privaten stellt das weniger ein Problem dar, sich zu verständigen, da es eine Beziehung gibt, gibt es immer eine Verbindung mit der Person, mit der man spricht. Daher gibt es weniger Schwierigkeiten, sich zu verständigen. Aber das kommt hängt auch von der Persönlichkeit ab. Werde ich nach der Information fragen, die ich nicht verstanden habe? Werde ich sie fragen, wenn ich es nicht verstanden habe oder diese Dinge.

I: Und du? Wie schreibst du?

B3: Ich, also/Ich versuche zu schreiben, wie ich spreche, so gut wie möglich. Ich verwende von Zeit zu Zeit Abkürzungen, gerade zum Beispiel für das Wort „quelques“. Für solche Wörter, die man beinahe in allen Sätzen verwendet, vor allem, wenn man über das Handy kommuniziert. Aber sonst versuche ich, die Zeichensetzung genau gleich zu machen. Ich setze Beistriche. Seit gar nicht so langer Zeit, erkenne ich den Unterschied. Als ich zum Beispiel im Gymnasium oder in der Mittelschule war, gab es ganz viele Abkürzungen ohne Zeichensetzung. Das war eine ganz spezielle Sprechweise. Ich könnte heute keine Nachricht mehr aus der Mittelschule lesen, das ist sicher. Aber heute versuche ich, abgesehen von Abkürzungen, normal zu schreiben.

I: Hättest du ein paar Beispiele für die Abkürzungen?

B3: Ja, zum Beispiel „beaucoup“ [viele], schreibe ich „bcp“. „Quelques“ [einige] schreibe ich „klk“. Was schreibe ich sonst noch? (...) Ich weiß es nicht mehr. Ich müsste mich selbst schreiben sehen, denn es ist so automatisiert mittlerweile, dass es Dinge gibt, die ich gar nicht mehr bewusst mache. Oder „à tout“, um „à tout à l'heure“ [bis später] zu sagen. Da ist „à tte“. Genau. Was mache ich noch? Ah, „parce que“ [weil], ich schreibe „psq“, was nicht mal richtiges Französisch ist, da das S hier eigentlich nichts zu suchen hat. Aber genau. Ja, das ist eigentlich/Das sind eigentlich die Dinge, die Abkürzungen, die ich am meisten verwende, die mir hier einfallen.

I: Okay, danke. Ich komme kurz zu einer Frage zurück, die ich vorher zu stellen vergessen habe. Und danach kommen wir zur Schlussfrage.

B3: Okay.

I: Wir haben vom universitären und schulischen Umfeld gesprochen, von der Sprechweise, die im Unterricht verwendet wird, von der Sprechweise der Professoren.

B3: Ja.

I: Und da frage ich mich, wie du es finden würdest – weil du hast ja von Lehrenden gesprochen, die eine ziemlich normal und angepasste Sprechweise haben.

B3: Ja, genau.

I: Und würde es dich da schockieren, wenn es einen geben würde, der Provençalisch oder auf eine andere Weise sprechen würde?

B3: Ja, ich denke in diesem Zusammenhang ein bisschen, weil ein Lehrender ist es sich selbst schuldig, unter Anführungszeichen, von allen Personen, die in seiner Klasse sind, verstanden zu werden. Ansonsten könnte das wie Diskriminierung verstanden werden, denn es ist richtig, wir sind alle im gleichen Zusammenhang hier. Wir sind alle mit der gleichen Absicht hier. Wir sind alle hier, um das Gleiche zu lernen. Wenn es manche gibt, die nicht alle Informationen auf die gleiche Art und Weise erhalten können, denn es wird ein spezifischer Wortschatz verwendet, der vom Klassenumfeld abweicht, das heißt zum Beispiel, wenn ein Schüler nicht den Wortschatz des genauen Kurses hat, dann ist das, unter Anführungszeichen, seine Schuld. Dann ist er es, der nicht den nötigen Wortschatz gelernt hat. Aber wenn das vom Lehrenden ausgeht und das nicht den Unterricht betrifft, dann finde ich das sehr schade. Und es ist

etwas, noch einmal, dass die Verständigung und den guten Ablauf des Kurses einschränkt. Das Prinzip des Unterrichts geht verloren. Ansonsten wird das ein bisschen zu einem Einzelfall. Es wäre schade, wenn das nicht allen zugänglich ist.

I: Mhm, okay. Und um abzuschließen: Ich frage mich, ob du Frankreich oder die französische Nation eher mit einer standardisierten französischen Sprache oder mit einer französischen Sprache, die nicht standardisiert ist und abweicht, in Verbindung bringst?

B3: Ich denke, dass ich sie eher mit einem abweichenden Französisch in Verbindung bringe, denn ich bin mit kleinen Nuancierungen des Französischen aufgewachsen und ich denke, dass das mehr oder weniger immer so gewesen ist – abhängig natürlich davon, wo man wohnt. Ich finde, dass Frankreich ein Land ist mit sehr vielen Reichtümern ist. Aber Reichtümer, die auch aus anderen Ländern kommen. Es ist sicher, dass die französische Sprache selbst, sagen wir das richtige Französisch, eine sehr schöne Sprache ist, die nicht vergessen werden sollte. Aber es gibt so viele Reichtümer anderer Sprachen, dass es ein bisschen schade ist, sie zu ignorieren. Also muss ein Gleichgewicht gefunden werden, zwischen dem, was existiert und was sehr schön ist an unserer Sprache und dem Einfluss anderer Energien/anderer Sprachkenntnisse der Länder rundherum zu akzeptieren. Und ich bin immer so aufgewachsen. In der Volksschule gab es nur ziemlich gutsituierte Personen, also mit einem gehobenen Wortschatz. Und als ich dann in der Mittelschule angekommen bin, war es sehr gemischt. Also habe ich die verschiedenen Milieus, die existieren, erleben können. Aber trotzdem können wir alle miteinander kommunizieren. Wir können alle miteinander kommunizieren und können alle sagen: „Ich bin Franzose. Ich weiß, was die französische Sprache ist, und ich weiß, dass dieses oder jene Wort, nicht Teil der französischen Sprache ist, die man in der Schule lernt.“ Das ist nicht Teil der alten französischen Sprache. Ich nenne das die alte französische Sprache. Das ist vielleicht nicht der richtige Begriff, aber genau. Also von dem Augenblick an, wo man es schafft, ein Bewusstsein zu haben, was das wahre Französisch ist, unter Anführungszeichen – ja, das auch ein Missbrauch der Sprache –, aber das wahre Französisch, nennen wir es ursprüngliches Französisch und das abweichende Französisch, weil wir Einflüsse von diesem und jenem Land hinzugefügt haben. Genau, ich denke, dann ist das in Ordnung. Es entwickelt sich ja ohnehin weiter.

I: Mhm, okay. Sehr gut. Vielen Dank für alle diese Antworten!

B3: Sehr gern.

I: Das ist sehr gut. Gibt es noch Punkte, die du ergänzen möchtest, die dir jetzt einfallen?

B3: Ich weiß es nicht so recht. Nein, ich könnte es gar nicht sagen. Nein, alles gut.

I: Nein? War es in Ordnung?

B3: Ja, super. Ich habe die Silhouette gern gemocht. (lacht)

I: (Lacht)

B3: Ich bin ein sehr visueller Typ, das heißt, es ist sicher so, von einer Sprechweise zu reden, die oft nicht geschrieben, aber gehört wird/Ich bin überhaupt kein auditiver Typ, ich muss die Dinge sehen. Das heißt, die Dinge so zu sehen, das gibt dem Ganzen einen wirklichen Rahmen. Das hat mir wirklich erlaubt, darzustellen, warum/Ich habe mir zum Beispiel nie die Frage gestellt, wie ich das Italienische darstellen würde. Und es ist wirklich so, die Tatsache, dass man es zeichnet, das funktioniert sehr gut, finde ich.

I: (Lacht)

B3: Genau. Vielen Dank also auch an dich!

Interview B4

Es handelt sich um eine Übersetzung des Interviews, das in französischer Sprache stattfand.

I: Hallo Lise. Danke, dass du an diesem Interview teilnimmst. Es wird um deine persönliche Wahrnehmung von Sprache gehen. Es wird sich um einen Vergleich zwischen Deutsch und Französisch handeln. Du bist für den französischen Teil zuständig, sagen wir mal. Du hast die Einverständniserklärung bereits unterzeichnet. Du weißt, dass aufgezeichnet wird. Genau. Wir starten mit einem Sprachenporträt.

B4: Okay.

I: Ich habe dir eine Silhouette von einer Person vorbereitet und würde dich bitten, in dieser Silhouette oder herum alle Sprachen einzuzuichnen, die in deinem Leben eine Rolle spielen oder eine Rolle gespielt haben. Ja?

B4: Alle Sprachen?

I: Alle Sprachen. Alles, was dir einfällt, wenn du dieses Wort hörst. Du hast verschiedene Farben zur Verfügung, du kannst Motive und Zeichnungen anfertigen, du kannst schreiben, alles, was du willst.

B4: Okay.

I: Du bist ganz frei. Es gibt keine richtige oder falsche Antwort.

B4: Okay. Also alle, die einen Einfluss auf mein Leben gehabt haben.

I: Genau.

B4: Okay, das passt. Kein Problem.

I: (lacht)

B4: Und die Farben haben keine besondere Bedeutung oder ähnliches?

I: Das liegt ganz bei dir.

B4: Okay?

I: (lacht) Du kannst sagen, sie haben keine Bedeutung für dich und du verwendest, was du möchtest. Oder du sagst, schon ein bisschen.

B4: Okay. Also mache ich es so, wie ich denke oder ist es mir egal?

I: Ja, entweder du erklärst es mir danach oder du sprichst währenddessen. Wie es dir lieber ist.

B4: Okay.

I: Mir passt beides.

B4: Ich würde Englisch und Französisch in meinem Kopf einzeichnen, denke ich. Französisch ist meine Muttersprache, in der ich nachdenke. Englisch auch, weil ich auch viel auf Englisch nachdenke. Ich habe es in der Schule gelernt. Und die Farben: ein bisschen Blau für Französisch.

I: Und welche Farbe hast du für Englisch gewählt?

B4: Für Englisch habe ich violett gewählt, weil mein Heft in der Schule violett war.

I: Okay.

B4: Welche anderen Sprachen? Ich werde Rot für Spanisch nehmen. Ich werde es in meinem Fuß einzeichnen, weil ich sehr schlecht bin in Spanisch, aber ich habe schon lange Spanisch gelernt. Also gleich, in der Schule war es meine zweite lebende Fremdsprache. Was sonst noch? Was könnte ich einzeichnen? Ich werde Baskisch einzeichnen, weil ich baskische Verwandtschaft habe. Weder meine Familie noch ich sprechen ein Wort Baskisch, aber wenn wir die Verwandtschaft im Baskenland besuchen, singen sie viel auf Baskisch. Daran muss ich hier denken. Was könnte ich noch einzeichnen? Gleich, es gibt den Patois. Ich weiß gar nicht, wie man das schreibt. Wir haben eine Großmutter, die das in der Haute-Savoie gesprochen hat.

I: Okay.

B4: Ich denke, das ist alles. Keine anderen Sprachen. Ah doch, vielleicht. Ich versuche noch andere Sprachen zu lernen. Vielleicht kann ich das schreiben?

I: Mhm (bejahend).

B4: Ich werde schwarz nehmen, weil ich darin sehr schlecht bin. Ich habe versucht Russisch mit Duolingo zu lernen, ich weiß nicht, ob ich das sagen kann. Russisch habe ich versucht. Ich habe das arabische Alphabet gelernt und auch Koreanisch. Genau, ich habe versucht, in allen dreien Grundkenntnisse zu haben. Ich kenne in allen dreien nur das Alphabet, aber das ist alles. Ansonsten bin ich nicht sehr stark.

I: Und wo hast du sie eingezeichnet?

B4: Also ich habe sie in meine Hände eingezeichnet, weil sie ein Werkzeug für den Alltag sind. Und ich lerne mit meinem Handy, genau, mein Handy in meiner Hand.

I: Mhm (bejahend).

B4: Genau, alle Sprachen.

I: Okay, sehr gut. Du hast bereits den Patois in der Haute-Savoie mit deiner Verwandtschaft erwähnt. Richtig?

B: Ja, aber nicht mal meine Großmutter sprach ihn noch. Ich denke es war meine Urgroßmutter, die ihn mit meiner Mutter gesprochen hat. Also ich habe ihn da sprechen gehört. Aber ich persönlich habe den Patois nicht so oft gehört. Manchmal kehren einzelne Wörter wieder bei Familienfeiern und so. Aber genau, das ist eine Sprache, die sehr stark verloren gegangen ist. Das ist sehr lokal. Ich muss an Abondance denken, ein Dorf in der Haute-Savoie, wo man ihn gesprochen hat. Ich persönlich habe ihn nicht gesprochen, ich habe nie Patois gesprochen.

I: Okay. Und worin liegt der Unterschied mit dem Französischen? Gibt es eine Verbindung oder nicht?

B4: Ja, es gibt Dinge, die gleich sind. Aber das ist eine Sprache, die nicht geschrieben wird. Sie existiert nur phonetisch. Also braucht man eigentlich gar nicht von phonetisch sprechen, weil sie sich nicht übertragen lässt. Aber sie ist sehr zerkaut, habe ich den Eindruck. Also ich denke, dass sie dem Schweizer Akzent ein bisschen ähnlich ist, wo das A sehr betont ist und so. Aber ich könnte nicht einmal „Guten Tag“ sagen. Also ich kann es nicht wirklich mit dem Französischen vergleichen.

I: Aber hier hast du gesagt, dass es nicht übertragen werden kann. Was verstehst du darunter?

B4: Es wird nicht verschriftlicht. Also ich denke, man kann nicht von Phonetik sprechen, denn ich denke, dass Phonetik ist, wenn man etwas schreibt und sagt, dass man es so schreibt, wie man es sagt. Und hier kann man es nicht mal aufschreiben.

I: Aber wie wurde es dann übertragen?

B4: Ja, also genau über das Mündliche. Also ich weiß nicht mal, ob es als offizielle Sprache angesehen wird. Sie entstand in den Alpen, denke ich. Aber ich weiß nicht, ob ich jetzt Blödsinn erzähle. Aber in den einzelnen Dörfern wird nicht unbedingt der gleiche Patois gesprochen. Er wird von den alten Bauern gesprochen. Ich denke, dass auch der Onkel meiner Großmutter Patois gesprochen hat. Aber sonst weiß ich da nicht mehr viel.

I: Okay, sehr gut.

B4: Genau.

I: Und für das Baskische: Kannst du dazu auch mehr sagen?

B4: Ja, also ich habe daran gedacht, weil wir erst vor Kurzem eine große Familienfeier gehabt haben, ein Cousinstreffen. Da war die ganze Verwandtschaft meiner Großmutter, die Baskin ist. Also ihr Familienname ist (unv., Eigenname). Also habe ich daran gedacht, weil ich relativ viel um mich herum höre. Ich spreche kein Wort. Aber es ist sehr sympathisch. Das sind große Familien, wenn all die Onkeln und Tanten ein bisschen etwas getrunken haben, beginnen sie auf Baskisch zu singen. Und da, in dem Dorf, wo wir waren – es ist an der spanischen Grenze – sprechen sie teils Baskisch, teils Spanisch. Manchmal sind sich die Sprachen ein bisschen ähnlich.

I: Aber das ist in Frankreich?

B4: Genau, das ist in Frankreich. Das ist in den Pyrenäen, im Baskenland. Aber da war es wirklich an der spanischen Grenze, wo sie Baskisch gesprochen haben.

I: Sehr gut. Und bezüglich des Französischen: Du hast es ja schon ein wenig angesprochen, aber würdest du sagen, dass es mehrere Arten des Französischen gibt oder nur eine französische Sprache?

B4: Also es ist fix, dass es unterschiedliche Französisch gibt, da es ja verschiedene Akzente gibt. Ich weiß nicht, ob man das als eine andere Sprache bezeichnen kann, aber/Die Akzente und die Ausdrücke sind sehr unterschiedlich. Manchmal gibt es nur ein paar mehr Wörter in einer Region, manchmal ist es eine andere Ausdrucksweise. Vor Kurzem habe ich von einer Freundin aus Nantes etwas gelernt: Um beim Fangen spielen auszuwählen, wie wir es als Kinder gemacht haben, sagt sie „ploum, ploum“ und ich „plouf, plouf“. Solche Dinge, wo ich merke, dass wir nicht die gleichen Dinge sagen. Aber ob das reicht, um zu sagen, dass es sich um ein anderes Französisch handelt? Ich weiß es nicht. Aber abgesehen von der Region, gibt es eine „façon soutenue, couramment ou un peu familière“ [gehobene, umgangssprachliche oder leicht familiäre Ausdrucksweise], das ist gleich eine ganz andere Welt. Manchmal verstehen meine Eltern gewisse jüngere Ausdrücke gar nicht oder sogar ich selbst, mit anderen Jugendlichen, mit denen ich gar nicht gleich spreche, oder die mit anderen Sprachen mischen. Genau, also ich denke, dass man von einem generationellen, von einem regionalen Französisch sprechen kann. Oder vielleicht von einem Französisch der Klassen, würde ich sagen.

I: Mhm? Könntest du mir darüber ein bisschen mehr erzählen? Das ist interessant!

B4: Von den Klassen?

I: Ja.

B4: Ja, ich denke, dass wir überhaupt nicht die gleich sprechen lernen, je nachdem aus welchem Milieu wir kommen, in welchem wir aufgewachsen sind – ob es unsere Eltern sind oder unser sekundäres Sozialisierungsumfeld ist. Ich habe das in den SES-Kursen [Wirtschafts- und Sozialwissenschaftskurse] gelernt. Also in der Schule und so. Ich weiß, dass die gleiche Freundin/Ihre Eltern sagen ihr, dass sie nicht „manger“ [essen] sagen soll, sondern zu Mittag „déjeuner“ [mittagessen] oder am Abend „dîner“ [abendessen] sagen soll. Ich persönlich habe das nicht im Besonderen gelernt. Und das ist daher/Das kommt daher, dass sie aus einem etwas bürgerlichem Umfeld kommt. Das kommt also daher. Und manchmal kann man sehr umgangssprachlich sprechen, also ich denke, wenn wir im schulischen Umfeld sind oder wenn man versucht, sich wo zu integrieren oder einfach, weil man das überall rundherum hört. Also rutschen die Schimpfwörter oder die umgangssprachlichen Ausdrücke schneller heraus.

I: Mhm (bejahend).

B4: Genau.

I: Und inwiefern kannst du sagen, dass deine Eltern manche Ausdrücke, die du im Umgang mit deinen Freunden oder an der Universität verwendest, nicht verstehen? Hast du/Kannst du darüber ein bisschen erzählen?

B4: Also ich denke, da gibt es einige, die aufgetreten sind, also sie schon nicht mehr in dem gleichen sozialen Umfeld waren. Also liegt es an uns, ihnen diese beizubringen. Ich weiß, dass letztens, da waren es nicht meine Eltern, sondern die Eltern einer Freundin, wo die Mutter Staatsanwältin ist. Sie hatte/Wie sagt man, wenn das von einem Prozess protokolliert wird? Irgendetwas mit „procès“ [Prozess] (unv.). (...). Sie hatte jedenfalls die Zeugenaussage eines Jugendlichen, die verschriftlicht worden war und sie hatte ihre Kinder gefragt, wer „René“ sei: „Warum steht hier René? Wer ist René?“ Sie dachte, dass jemand in der Geschichte René hieße. Aber tatsächlich sollte das „réné“ heißen. Die Leute sagen, das manchmal um zu sagen „Das ist blöd!“. Das hat sie nicht verstanden. Das war witzig. Und es gibt eine Menge solcher Dinge, die uns etwas trennen. Und ich weiß, dass ich mich gegenüber meinen Eltern nicht unbedingt gleich ausdrücke. Also werde ich ihnen nicht unbedingt etwas übersetzen. Aber eigentlich verstehen sie es schon. Mein Vater ist Lehrer, also er lernt/Manchmal sagt sogar er Dinge. Manchmal zum Beispiel sagt er „malaisant“ [störend] anstatt „gênant“ [störend]. Ich denke, dass das mittlerweile im Wörterbuch steht, aber das ist schon eher eine Sache der Jugendlichen, würde ich sagen.

I: Ja, und dieses „rené“, weißt du woher das kommt?

B4: „Réné“, ich weiß nicht wirklich woher das kommt. Das ist vielleicht ein arabisches Wort oder ein Derivat aus dem Arabischen, aber ich bin mir nicht sicher. Also ich weiß, dass man es in meinem Umfeld verwendet, um zu sagen „Das ist blöd!“ oder „Das ist doof“. Aber sonst, was es wortwörtlich heißen soll, weiß ich nicht.

I: Aber in Bezug auf „rien“?

B4: Wie bitte?

I: „C'est rien“, „das ist blöd“. Gibt es hier keine Verbindung?

B4: Ah, nein, ich denke nicht, dass das in Bezug auf „c'est rien“ ist. Also ich weiß nicht wirklich, woher das kommt. Aber ich denke nicht.

I: Okay, sehr gut. Kannst du sprachliche Unterschiede feststellen, die mit Veränderungen in deinem Leben einhergehen? Hat dich das auf verschiedene Weise beeinflusst? Hast du in bestimmten Phasen anders gesprochen? Hast du Erinnerungen daran?

B4: Ja, ich denke das ist sicher. Im Besonderen dieses Jahr, ich bin in einem etwas (unv.) Umfeld. Im Studium versucht man nicht mehr schlecht oder witzig zu sprechen, um die Freunde zum Lachen zu

bringen. Man beginnt/Das ist wie wenn man weniger gut ist in der Schule. Wenn man jünger ist, findet man das/Man hat schon fast Lust darauf, nicht Klassenbester zu sein und so. Und ich finde, das ändert sich mit dem Alter. Dieses Jahr hatte ich einen etwas selektiven Studiengang, an der Rechtsfakultät, im Vorbereitungsstudium, all das. Die Leute/Man lernt uns das und wir müssen uns bei Prüfungen sehr gut ausdrücken. Also schlägt das auch auf das reale Leben über. Ansonsten spreche ich mit meinem nächsten Umfeld weiter so wie vorher in der Mittelschule und im Gymnasium. Aber ja, ich habe zwangsläufig mehr Wortschatz gelernt. Ich weiß, dass letztes Jahr, da war ich in der Abschlussklasse, noch nicht im Studium. Aber ich habe das Vorbereitungsstudium begonnen, das ich dieses Jahr fortgesetzt habe. Zu Semesterbeginn verwendeten wir Begriffe wie „manichéen“ [manichäisch] oder „pérennisation“ [Fortbestand], die ich gar nicht kannte. Das hat mich etwas gestresst. Und es stimmt, dass die anderen aus den Privatschulen bereits alles gekannt haben. Ich habe es gelernt und habe heute einen größeren Wortschatz. Ich denke, es ist vor allem eine Frage des Wortschatzes, vielleicht nicht unbedingt eine Frage, wie ich mich ausdrücke, weil ich mich Erwachsenen und Lehrern immer besser ausgedrückt habe, ein bisschen weniger gut mit meinen Freunden und mit meinen Schwestern.

I: Mhm (bejahend). Und du hast von Einflüssen aus anderen Sprachen gesprochen?

B4: Wovon?

I: Von Einflüssen aus anderen Sprachen.

B4: Ah, das ist sicher, dass es einen enormen Einfluss auf alles aus dem Englischen gibt. Ich versuche, so wenig „Franglais“ wie möglich zu sprechen, den Mix, denn ich denke, dass das ein bisschen hochnäsiger wirkt. Also vermeide ich es, weil die Leute wissen, dass Englisch ein bisschen meine Stärke ist in der Schule. Ich komme damit gut zurecht, ich liebe das. Gleichzeitig gibt es eine Menge Wörter/Manchmal finde ich es etwas traurig, dass wir manche Dinge verlieren und alles Englisch wird. Ich verstehe, dass das praktisch ist, die internationale Sprache und so. Aber es stimmt, dass mir in der Alltagssprache manchmal meine Wörter auf Französisch nicht mehr einfallen, sondern auf Englisch. Denn, ich finde, es gibt dort eine große Varietät. Die Tatsache, dass man einfach „-ing“ an ein Wort hängen kann, um ein Verb zu erhalten, ist sicher manchmal intuitiver. Also ja, das hat einen großen Einfluss. Ich versuche, sie ein bisschen zu reduzieren. Ich finde das ein bisschen hochnäsiger und nicht gerade sehr professionell. Und wenn ich das einmal bei einem Vorstellungsgespräch brauchen sollte, ist es besser, wenn ich mich jetzt nicht zu sehr daran gewöhne, Englisch zu sprechen. Abgesehen davon, vielleicht noch Spanisch, einfach weil ich es lustig finde, hier und da spanische Wörter einzufügen. Aber das ist nicht unbedingt in meiner Umgangssprache.

I: Mhm. Und du hast von einem möglichen Verlust mancher Wörter im Französischen gesprochen, da das Englische mehr Platz einnimmt.

B4: Fallen mir dazu Beispiele ein?

I: Ja, oder denkst du, dass man das Französische besser schützen sollte, um diesen Einfluss zu vermeiden?

B4: Ich denke, dass es bereits viele Menschen gibt, die sich mit dieser Frage beschäftigen. Also lasse ich sie das machen. Ich würde nicht so weit gehen, wie in sehr rechten Lagern, dass das abscheulich ist und dass man aufhören sollte, Englisch zu sprechen. Ich denke es ist eine gute Sache, dass wir eine Möglichkeit haben, uns im internationalen Bereich verständigen zu können. Aber es stimmt, dass es schade sein kann, wenn wir manche (unv.) verlieren, denn es ist eine sehr schöne Sprache. Fallen mir einfach so Beispiele ein? Vielleicht in der Arbeitswelt: Ich höre meine Mutter manchmal sagen, dass sie einen „conf call“ hat, um Telefonkonferenz zu sagen. Mich bringt das zum Lachen. Aber ich weiß nicht, warum man von einem „conf call“ sprechen muss, wenn man einfach Telefonkonferenz sagen kann. Also genau, solche Dinge. Dann gibt es Wörter, die schon sehr lange da sind, zum Beispiel „challenge“ [Challenge, Herausforderung]. Das ist das Beispiel, das mir sofort einfällt. Aber meiner Meinung nach, gibt es viele weitere. Wir können es nicht mehr anders machen, aber das ist nicht schlimm. Ich würde

nicht so weit gehen wie die Quebecer, die von einem „festin joyeux“ sprechen, um von einem „Happy Meal“ bei McDonald's zu sprechen, aber (...).//

I: //(lacht). Okay. Du hast jetzt vom Quebecer Französisch gesprochen.//

B4: Ja, das ist ein Beispiel. Ich denke, dass es so ist. Ich weiß nicht, ob ich Blödsinn erzähle, aber ich denke, dass die Quebecer, die dann Französisch reden, wirklich alles übersetzen. Ich habe den Eindruck, also ich habe gehört, dass sie die französische Sprache sehr verehren, weil sie sich dadurch vom Rest Kanadas abheben. Und anscheinend heißt das „Happy Meal“ bei McDonald's „festin joyeux“. Sie übersetzen alles, alle Filmtitel, all das, instinktiv ins Französische. Das finde ich witzig. Ich denke auch nicht, dass ich ganz abschweifen sollte.

I: Bist du an der Universität oder in der Schule mit Quebecern oder mit anderen französischen – ich weiß jetzt nicht, wie man sie nennen könnte – Akzenten in Berührung gekommen?

B4: Also an der Universität hatte ich einen sehr beschränkten Kreis, da ich mit den gleichen Personen beisammen war, mit denen ich auch im Vorbereitungsstudium war. Also nicht beschränkt, aber ich war halt immer bei den gleichen Personen. Also war das Exotischste, das ich erlebt habe, das Mädchen, das aus Nantes kommt. Ansonsten sind wir beinahe alle aus Aix. Also ja, sie hat einen Akzent. Ich sage, dass sie ein bisschen wie eine Pariserin wirkt. Sie betont die „et“ betont: „laid“ [hässlich], „poulet“ [Huhn] und so weiter. Aber viel weiter geht das auch nicht. Quebecer habe ich, denke ich, nicht getroffen. Ich war in Quebec, aber ich war mit meiner Familie dort, also habe ich wahrscheinlich nicht so viel mit Quebecern gesprochen. Ich habe nicht wirklich Erinnerungen daran, sie schlecht verstanden zu haben oder so. Und sonst, im Alltag. Manchmal, auch wenn ich aus Aix komme, finde ich nicht, dass ich einen starken Marseiller Akzent habe. Aber manchmal, Leute aus Le Havre und so sagen mir schon, dass ich sehr wie eine Marseillerin klinge. Ich weiß/Ich denke, dass man es ein bisschen hört. Ja genau, ich denke, dass der stärkste Akzent jener aus Marseille ist. Aber ich weiß es nicht, das ist der, den ich am meisten höre. Aber ansonsten, meine Verwandtschaft in den Bergen, das hört man schon. Der Akzent der Haute-Savoie. Das kenne ich ein bisschen.

I: Und hattest du Lehrende an der Universität, am Gymnasium oder in der Mittelschule, die einen Marseiller Akzent hatten?

B4: Ja, also mein Geschichtslehrer in der Abschlussklasse hatte einen starken Marseiller Akzent. Ich weiß nicht, ob er aus Marseille kommt, oder nicht. Aber das stört das Verständnis ja nicht. Ich zumindest bin ein bisschen daran gewöhnt. Ich finde das eher komisch als sonst was. Er existiert, wie alle anderen Akzente auch existieren.

I: Aber das schockiert dich jetzt nicht weiter?

B4: Nein, hier nicht. Hier ist das schon sehr verbreitet. In der Mittelschule war das sehr stark. Ich weiß nicht, ob das war, um sich ein wenig eine Persönlichkeit zu verleihen oder, weil eventuell mehr Leute aus Marseille gekommen sind. Aber das ist schon sehr verbreitet, sogar in Aix. Man sagt uns oft, dass wir den Marseiller Akzent haben. Aber ich finde, dass er sich weitert, sobald man in ein Umfeld kommt, das etwas bürgerlicher, etwas gebildeter ist, habe ich den Eindruck. Aber ich weiß jetzt nicht, ob das ein Vorurteil ist. Aber es stimmt, dass der Marseiller Akzent teilweise eine etwas vulgäre Seite hat, die die Leute entweder auslöschen möchten oder sie stehen dazu, aber dann mit einem etwas gehobeneren Wortschatz, denke ich.

I: Mhm (bejahend). Und wenn wir uns jetzt auf all das beziehen, worüber wir nun gesprochen haben, das heißt den Patois, die Akzente, der Marseiller Akzent oder auch das Quebecer Französisch. Wenn du das liest oder hörst in den sozialen Medien, schockiert dich das?

B4: Andere Akzente zu hören?

I: Ja.

B4: Nein, gar nicht. Es stimmt, dass einen starken komischen Effekt hat. Ich würde nicht von schockieren sprechen. Aber es stimmt, dass ich einen starken Quebecer Akzent nicht verstehen würde. Das bringt mich ein bisschen zum Lachen, weil das überraschend ist und manchmal verringert das die Glaubwürdigkeit, weil ich an ein Französisch gewöhnt bin, dass sehr „franchouillard“ [typisch französisch] ist. Ich weiß es nicht, vielleicht. Aber ich finde, dass es einen komischen Effekt hat, wenn es ein Akzent innerhalb von Frankreich ist, also zum Beispiel Marseiller Französisch oder starkes Pariser Französisch. Quebecer Französisch ist nicht innerhalb Frankreichs, aber das sind Leute, die Französisch sprechen. Aber das ist überhaupt nicht so, wenn ein Ausländer Französisch spricht, er sich bemüht und so, das hat damit überhaupt nichts zu tun. Es ist nur so, dass man hören kann, woher die Person kommt, aber das ist nichts, das mich überraschen wird.

I: Und hättest du gern Untertitel, wenn du zum Beispiel Quebecer Französisch in einem Film hörst?

B4: Nachdem mir das schon passiert ist ja. Ich denke an ein Mädchen, das Youtube-Videos gemacht hat. Ich habe sie gern angesehen, aber es stimmt, dass ich sie manchmal – vielleicht waren das eher Ausdrücke als einzelne Wörter – gar nicht verstanden habe. Weil es stimmt, dass sie teilweise Ausdrücke haben, die mir gar nicht vertraut sind. Also warum nicht Untertitel. Ich verwende oft Untertitel, sogar oft wenn es auf Französisch ist. Ich schaue mittlerweile fast alles im Originalton, weil mir das lieber ist und da sind die Untertitel immer da. Also manchmal sogar wenn ich auf Französisch schaue. Und ich habe mich daran gewöhnt, quasi immer etwas im unteren Teil des Bildschirms zu haben und immer zu lesen.

I: Okay, sehr gut. Okay. Hast du/Wir gehen vielleicht noch einmal darauf ein (zeigt auf das Sprachenporträt). Denkst du, dass der Akzent des Südens, der Marseiller Akzent, das Quebecer Französisch in dieser Silhouette eingezeichnet sein sollten?

B4: Ah, das stimmt. Ich habe nicht daran gedacht.

I: Du bist nicht verpflichtet. Das ist dir überlassen.

B4: Jaja, voll. Ich weiß nicht, wo ich sie hingeben könnte. (...) Was könnte ich einzeichnen? Ich werde Gelb für den Süden verwenden. Wo gebe ich es hin? Ich werde es hier hingeben. Der Süden, meine Region in meinem Herzen. Wovon haben wir sonst noch gesprochen? Ich werde/Quebecer Französisch ist vielleicht nicht sehr/Ich weiß nicht, ob mich das präsentiert. Ich habe es so verstanden.

I: Ja.

B4: Ja, ein bisschen.

I: Aber du bist nicht dazu verpflichtet. Das ist dir überlassen.

B4: Ich werde die Akzente des Nordens unten einzeichnen. Ich mag sie nicht. Und dann. Ich werde das Quebecer Französisch da oben einzeichnen, weil ich sie gar nicht verstehe. Mit einem Fragezeichen. Genau, ich weiß nicht, welche Akzente sonst noch fehlen.

I: Und spielen die Farben eine Rolle oder nicht?

B4: Norden und Süden. Gelb für den Süden, den Norden verbinde ich mit Kälte. Aber ich habe einfach für das Quebecer Französisch etwas anderes genommen.

I: Okay. Könnte man in dieser Silhouette noch Kommunikationsarten ohne Wörter einzeichnen, die eine Rolle spielen könnten?

B4: Kommunikationsarten ohne Wörter? Das heißt in Nachrichten, also eher schriftlich?

I: Nein, nicht unbedingt. Darüber würde ich gern danach sprechen.

B4: Gesichtsausdrücke, die Hände und so?

I: Ja, genau, das meine ich.

B4: Könnte man die einzeichnen? Das stimmt, ich habe auch daran nicht gedacht. Ich weiß, dass wir hier im Süden eine Tendenz haben, sehr ausdrucksstark zu sein, also werde ich es vielleicht beim Süden dazugeben. Die Tatsache, dass wir große Gesten mit den Händen machen, mit dem Gesicht. Aber ich denke/Was werde ich schreiben? Gestik. Aber ich denke, dass wir in Frankreich nicht die sind, die die meisten Gesichtsausdrücke machen, wenn wir sprechen. Vielleicht weil wir keine Wörter haben, die einer großen Gesichtsgymnastik bedürfen. Aber ich weiß, dass die Mama einer Freundin, die Arabisch spricht/Manchmal kannst du schon von der Ferne sagen, was sie sagen will, weil es sehr viel ausdrucksstärker im Gesicht ist. Genau. Aber es stimmt, dass es das im Süden ein wenig gibt, im Norden vielleicht ein bisschen weniger. Aber ich bin jetzt nicht über alle Regionen informiert.

I: Mhm (bejahend).

B4: Aber ja, genau, die Gestik.

I: Okay, sehr gut. Und gibt es in deinem Leben Sprachen, die auf passive Art und Weise eine Rolle spielen? Du hast sie nicht gelernt. Du sprichst sie nicht.

B4: Also ja, vielleicht Arabisch. Ich habe geschrieben, dass ich es gelernt habe, aber eigentlich kenne ich nur das Alphabet. Aber es gibt eine Menge Wörter, die sich in der „langage commun“ [Umgangssprache] wiederfinden. Vielleicht nicht so stark wie beim Englischen, aber die manchmal Überhand nehmen über das Französische. Auf jeden Fall weiß ich, dass das in der Mittelschule, am Gymnasium und sogar in der Volksschule der Fall war. Viele verwenden die Wörter, wissen aber nicht, was das ursprünglich bedeutet. Aber das kommt von den Leuten, die sie verwenden und geht dann in die Umgangssprache über. (...) Woran könnte ich denken? Etwa „faire belek“, also Acht geben. Ich denke, dass das ursprünglich Arabisch ist. Solche Dinge. Genau, also das hat einen Einfluss auf die Art und Weise, wie ich spreche. Ich eigne mir auch Ausdrücke an, die ich ursprünglich nicht verwenden würde. Und ich habe sie auch nicht gelernt.

I: Sehr gut. Und du hast es bereits erwähnt, die verschriftlichte Sprache oder die Schriftsprache. Drückst du dich gleich aus, wenn du Nachrichten schreibst?

B4: Überhaupt nicht. Als wenn ich spreche?

I: Mhm (bejahend).

B4: Nein, also die Schriftsprache der Schule, der Prüfungen ist weit gehobener als die Sprache, in der ich mich im Alltag ausdrücke, das ist sicher. Ich verwende Wörter oder nicht mal besonders ausgewählte Wörter, einfach eine Art zu sprechen, die mir nicht kommen würden. Selbst, wenn ich versuchen würde, ein bisschen gehoben zu sprechen, würden sie mir nicht einfallen. Ansonsten, in den Nachrichten, reduziere ich nicht so sehr. Also schon, ich verwende Abkürzungen, um manche Dinge auszudrücken. Ich werde nicht „ct“ schreiben, um „c'était“ [es war] auszudrücken. Ich mag es nicht, wenn man so schreibt. Aber es ist sicher so, dass die Orthografie manchmal ein bisschen untergeht, auch wenn das nicht unbedingt Auswirkungen auf die Phonetik hat. Und ja, in den Textnachrichten ist sie kürzer. Sie ist abgekürzter.

I: Okay, sehr gut. Ich denke, dass wir zur Abschlussfrage kommen. Ich werde meine Notizen kurz noch einmal durchgehen, um sicher zu sein (...). Vielleicht eine Frage vor der Abschlussfrage: Hast du eine

Erinnerung an Momente, wo man über Sprache gesprochen hat oder wo man Bemerkungen zur Sprache gemacht hat?

B4: Zur Sprache?

I: Zu deiner Sprache oder in deiner Umgebung?

B4: Dass man mir Bemerkungen gemacht hat? Also zum Französischen ja. Man neigt dazu, zu sagen, dass es sehr schwer zu lernen ist. Ansonsten sicher zum Französisch des Südens, von dem wir gesprochen haben, also mit der Gestik, dem Akzent und so weiter. Die Leute machen sich ein bisschen darüber lustig. Oder eben auch, wenn ich Leute treffe, die nicht von hier sind. Sie sagen mir immer absichtlich „jaune“ [gelb], „rose“ [rosa]. Aber das sind nie sehr böse Bemerkungen. Aber es ist sicher so, dass die Leute es bemerken und dementsprechend das Bedürfnis haben, darüber zu sprechen. Auch über andere Sprachen?

I: Ja, ein bisschen.

B4: Ansonsten weiß ich es nicht. Ich weiß, dass es Klischees über alle Sprachen gibt und, dass man manchmal (...) erkennen kann. Ich habe Leute Videos machen gesehen, wo sie sagen, wie eine Sprache in ihren Ohren klingt. Und sie ahmen sie nach, obwohl sie kein Wort sprechen. Aber das ist eine Art/Ich denke, das verbindet sich mit der Nationalkultur eines Landes. Also schlagen Franzosen einen etwas hochnäsigen Ton an oder sind etwas unhöflich. Ich weiß, dass das auch ein Klischee über die Franzosen ist. Und wir rollen die R. Wir rollen die R eben nicht, wir betonen die R und all diese Dinge in der französischen Sprache.

I: Und verbindest du Frankreich oder die französische Nationalität eher mit den Regionalsprachen, von denen du gesprochen hast oder mit der französischen Standardsprache?

B4: Ich denke nicht, dass die unterschiedlichen Regionalsprachen ausreichend markiert sind, damit das die Nation teilen könnte. Gleichzeitig ist die Nation selbst ein schwierig zu definierender Begriff. Ich weiß das, weil ich mich dieses Jahr ein bisschen damit beschäftigt habe. Und alle unterschiedlichen Juristen haben unterschiedliche Definitionen. Aber es stimmt, wenn man von einer gemeinsamen Idee, von einer gemeinsamen Kultur spricht, von der Bevölkerung und so spricht, dann würde ich die verschiedenen Typen des Französischen nicht teilen. Ich denke, wir haben eine und sie ist es, die sehr dazu beiträgt trotz all der Unterschiede, die es geben kann. Das Französische eint schon nicht so wenig. Ich denke, dass es schon einen gewissen Stolz auf die Sprache gibt unter den Leuten. Weil im Ausland ist sie vielleicht ein bisschen geschätzt, oder eher idealisiert. Und man hat sogar Tendenz dazu zu sagen, es ist schön, wenn jemand Englisch spricht mit einem französischen Akzent und so. Also ja, ich denke, dass die Franzosen ihre Sprache gern mögen. Daraus stammt auch die Idee, dass man sie manchmal schützen möchte, und die Tatsache, dass man sie als Nationalkultur betrachtet.

I: Vielen Dank.

B4: Gern.

I: Gibt es andere Dinge, die noch hinzufügen möchtest, die dir jetzt noch einfallen?

B4: Nein, nicht wirklich. Ich denke nicht. Nein

I: Okay. Wie war es für dich?

B4: Es war sehr sympathisch. Es ist wahr, das hat mich zum Nachdenken über Dinge gebracht, über die ich unter diesem Blickpunkt selten nachdenke. Die Tatsache zu unterscheiden, etwas das ich ja dann selbst gesagt habe, dass es einen generationelles, ein regionales Französisch und so weiter gibt. Es

stimmt, wenn man darüber nachdenkt, ist es interessant zu sehen, inwiefern die Sprache variiert und viele Dinge repräsentiert. Das war gut.

9.4 Sprachenporträts der Proband:innen



B2





B4



Diese Masterarbeit beschäftigt sich mit der „emischen“ Sicht auf Sprache in Österreich und Frankreich. Im Rahmen von semi-strukturierten (episodischen) Interviews (nach Misoch 2019) wurden vier weibliche Gewährspersonen mit ähnlichem soziodemografischen Profil (Studentinnen bzw. Absolventinnen nicht philologischer Disziplinen im Alter von 18 bis 23 Jahren) befragt (die beiden österreichischen Probandinnen wurden „muttersprachlich“ deutsch, die zwei französischen Probandinnen „muttersprachlich“ französisch sozialisiert). Der Fokus der Untersuchung lag auf ausgewählten, insbesondere variationsspezifischen, sprachpolitischen und sprachideologischen Aspekten der subjektiven Perspektivierung des Deutschen und Französischen. Vor dem Hintergrund einer hermeneutischen Auswertung von Fachliteratur sowie einer Darstellung der Sprachsituation in Österreich und Frankreich aus „etischer“ Perspektive wurde erhoben, welches Sprachrepertoire sich die Befragten selbst zuschreiben, wie sie darin Deutsch und Französisch sowie deren Variation verorten und inwiefern dies mit Aspekten ihres „Spracherlebens“ (nach Busch 2012, 2017, 2021) zusammenhängt.

Die Auswertung der Interviews erfolgte auf Basis einer inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse (nach Kuckartz / Rädiker 2022) der Interviews sowie der Sprachenporträts. Dabei kam die Software MAXQDA zur Anwendung.

Die Ergebnisse zeigen, dass die österreichischen Probandinnen sich vermehrt zu Phänomenen diatopischer Variation der deutschen Sprache äußern, während die französischen Gewährspersonen eher auf diastratische und diaphasische Aspekte des Französischen eingehen. Außerdem konnte gezeigt werden, dass die Österreicherinnen dem Standarddeutsch höheres Prestige als dem Dialekt zuschreiben, für sie jedoch der Letztere eine stark identitätsstiftende Funktionalität aufweist. Gerade der Dialekt ist allerdings ihrer Einschätzung nach auch von einem Sprachverfall gekennzeichnet. Die Französinnen bewerten die französische Sprache allgemein als prestigeträchtig und identitätsstiftend: Der Zusammenhang zwischen französischer Sprache und der Nation Frankreich wird klar formuliert.